

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE - UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

6. Jahrgang — Heft 6 Preis 10 Pfg.

Juli 1956

Verlagsort Frankfurt a. M.

Der VDS, ein politischer Verband?

Durch eine Erklärung des Vorstandes des VDS zur Wehrfrage ist erneut die Frage zur Debatte gestellt, ob der Verband Deutscher Studentenschaften ein Recht zu politischen Erklärungen hat. Wir wollen diese Frage im DISKUS diskutieren. Wir veröffentlichen hier vier Meinungen.

Die Rechtsfrage

Das Grundgesetz enthält keine Bestimmungen über den „politischen Status“ religiöser, weltanschaulicher, sozialer oder interessenmäßiger Gruppierungen. Das vorgesehene Parteigesetz steht noch aus. Es heißt im Artikel 26 des Grundgesetzes lediglich: „Die Parteien wirken an der politischen Willensbildung mit“. Damit ist unpolitisch ausgesprochen, daß auch andere Gruppierungen an der politischen Willensbildung beteiligt sind. Für den DGB sind hierzu einige Feststellungen getroffen worden und wohl auch Urteile ergangen, die für uns von Interesse sein könnten. Gelegentlich wird der Vorwurf erhoben, daß Stellungnahmen von Verbänden, die nicht politische Parteien sind, dem Parlament die Entscheidungsfreiheit nehmen. Dieses trifft nicht zu, zumindest dann nicht, wenn die entsprechende Gruppierung, das heißt ihre Repräsentanten keinen gewissenmäßig oder andersgearteten, entscheidenden Einfluß auf ihre Mitglieder ausüben können. Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Meinungsbildung, politischer Willensbildung und politischer Entscheidung. Letztere bleibt selbstverständlich dem Gesetzgeber überlassen. Das schließt nicht aus, daß der Gesetzgeber oder einzelne Parteien sich gelegentlich an Stellungnahmen von Verbänden orientieren. So führte MdB Majonica (CDU) anlässlich der Lesung der Pariser Verträge zu Beginn des Jahres 1955 eine Umfrage bei einer Gruppe des Bundes deutscher katholischer Jugend ausdrücklich als einen Beweis der Befürwortung der Aufstellung von Streitkräften in der Bundesrepublik durch die deutsche Jugend an.

Abschließend ist meine Ansicht zu diesem Komplex: Da ohnehin die verschiedensten Gruppierungen versuchen, den Gesetzgeber in ihrem Sinne zu beeinflussen, ist es auch oder gerade in einer Repräsentativ-Demokratie richtig, wenn dies öffentlich geschieht.

Die Satzungsfrage

Zur Beurteilung können die Bestimmungen der §§ 2 und 3 der Verbandssatzung herangezogen werden. § 2 Absatz 1 enthält zweimal das Wort politisch. Insbesondere weist das vorstehende Wort darauf hin, daß der Verband sich auch auf anderen als den genannten Gebieten politisch beteiligen kann.

Im vorliegenden Fall sind auch die Ausführungen über internationale Zusammenarbeit und Völkerverständigung nicht ohne Bedeutung. Eine Einschränkung in einer besonderen Richtung ist nicht gemacht; es sei denn, man faßt die Einführung des Wortes Toleranz (die u. a. Gegenseitigkeit bedingt) so auf.

Bedeutungsvoll ist die Bestimmung in § 3, wonach der VDS auf gesamtdeutscher Grundlage arbeitet. Hier kommt die politische Zielsetzung des VDS besonders deutlich zum Ausdruck. Obwohl dieses Thema sich vorrangig in der parteipolitischen Auseinandersetzung befindet, gibt es parteipolitische Richtungen in Deutschland, die erklären, diese Angelegenheit müsse ausschließlich von den Besatzungsmächten geregelt werden. Unsere Satzungsbestimmung tangiert also nicht nur die deutsche, sondern auch die internationale Politik.

Schließlich heißt es in § 2 Absatz 1 „Der VDS vertritt die gemeinsamen Belange...“ Hierzu gibt es verschiedene Auslegungen:

- Es darf sich nur um studentische Angelegenheiten handeln. Dieses Argument ist schon deshalb abwegig, weil es so etwas nicht gibt.
- Es darf sich nur um Angelegenheiten handeln, die vorwiegend studentischer Natur sind oder für die Öffentlichkeit deswegen interessant sind, weil es sich um Studenten

handelt oder weil hierzu Studenten etwas besonderes, spezifisches sagen können, was nicht jeder andere, beispielsweise eine politische Partei auch oder gar besser tun könnte.

Diese Ansicht vermag ich nicht zu vertreten, wiewohl zugegeben werden muß, daß eine solche Angelegenheit des § 2, 1 eine Stellungnahme, wie die vorliegende, in Frage stellen dürfte.

- Es handelt sich um Angelegenheiten, die alle Studenten angehen, unbeschadet der Tatsache, ob sie andere Gruppierungen ebenfalls mehr oder weniger berühren oder interessieren. So lege ich § 2, 1 aus, und zwar auch dann, wenn die entsprechende Angelegenheit Gegenstand parteipolitischer Auseinandersetzungen ist. Schließlich können sich die politischen Parteien aller Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und Interesses annehmen. Das zum Anlaß einer politischen Entmündigung des Volkes zu nehmen, halte ich für gefährlich. So kann abschließend gesagt werden, daß die Satzung keine Bestimmung enthält, die politische Stellungnahmen verbietet.

Es ist ein alter Streitpunkt, ob der VDS ein „politischer Verband“ oder eine „Interessenvertretung“ ist. Ich möchte nach dem oben gesagten vorwegnehmen, daß ich den VDS primär — auf alle Fälle aber dann, wenn sich zwischen den beiden Begriffen ein Gegensatz konstruieren läßt — als politischen Verband sehe. Das letzte darf übrigens nicht verwechselt werden mit einem möglichen Gegensatz zwischen politischem Standort und Interessenlage der Studenten.

Die Verbandsgeschichte bestätigt uns, daß man im Grunde genommen den Verband immer als einen politischen angesehen hat (früher war sogar z. B. die Rede von der politischen Funktion des Amtes für Gesamtdeutsche Studentenfragen).

Der einen Interessenlage der Studenten entspräche es, ein Studienhonorar zu fordern. Dies ist u. a. mit politischen Begründungen und „aus der Verantwortung gegenüber dem gesamten Volk“ abgelehnt worden. Es war Thema des 3. Deutschen Studententages. Es gab Meinungsäußerungen zum 3. Reich und anderen Diktaturen, zur Wehrbefragung 1950, zu Veit Harlan, Schlüter. Immer wieder wurde das Versagen gerade der Akademiker und Professoren im 3. Reich gebrandmarkt. Man mißbilligte apolitische Haltung und Rückzug in den elfenbeinernen Turm der Wissenschaft.

Der VDS steht nicht so sehr in der Hochschule (Professoren, Prüfungstermine und -ordnungen, AStA-Satzungen, Mensapreise, Monatskarten, Kinoplätze, Handtrockenapparate, Fahrradständer usw.), sondern im politischen Spannungsfeld (Parlament, Ministerien usw.).

Es ist nicht nur so, daß die Studentenschaft ein Recht zur Meinungsäußerung in politischen Angelegenheiten hätte, sondern meiner Auffassung nach geradezu eine Verpflichtung hierzu hat. Wie so oft werden auch hier leider gelegentlich falsche Parallelen zur Weimarer Republik gezogen. Man weist darauf hin, daß die politischen Auseinandersetzungen und Kämpfe der damaligen Deutschen Studentenschaft nach innen und außen zu deren Auflösung geführt haben. Dabei wird — bewußt oder unbewußt — der entscheidende Unterschied übersehen, daß der VDS sich rückhaltlos zur Verfassung, zur parlamentarischen Demokratie und zu einer freiheitlichen, rechtsstaatlichen Sozial- und Gesellschaftsordnung bekennt, daß er diesen Staat an sich bejaht, daß ihm Rassismus und Nationalismus fremd sind.

Also kann man sagen, daß gerade die deutsche Vergangenheit aber auch unsere derzeitige, politische Situation den VDS zur Aktivität in politischer Hinsicht verpflichtet. Er vertritt Menschen, die über besondere geistige Fähigkeiten verfügen sollten. Seine Einzelmitglieder haben ein wesentlich geringeres wirtschaftlich-egoistisches Interesse als Mitglieder anderer Verbände, da sie nur vorübergehend Studenten sind. Die Vertreter der Studentenschaft haben einen besonderen Einblick in politische Zusammenhänge. Als Teil der Jugend haben die Studenten durch falsche Entscheidungen der älteren Generation besonders zu leiden.



Eine Lanze für den deutschen Film
(siehe letzte Seite)

Wenn vom Vorstand des VDS eine Meinung zu politischen Angelegenheiten abgegeben wird, braucht dies durchaus nicht immer im Namen der 140 000 geschehen, sondern aus der Verantwortung ihres Amtes heraus. Im übrigen ist der VDS die Vertretung der Studenten in Deutschland. Das Delegations- und Repräsentationsprinzip ist eine Bedingtheit der Massengesellschaft, wiewohl ich zugebe, daß man es soweit wie möglich auflösen sollte.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Der VDS ist ein politischer Verband an sich. Seine Vertreter haben die Pflicht, sich kritisch zu politischen Fragen zu äußern.

Dies haben ihm auch Außenstehende bestätigt. So auf dem 3. Deutschen Studententag Walter Dirks, Max Hörkheimer, Gerhard Schröder, K. F. Scheidemann November 54 in Berlin.

Wenn nun gewisse studentische Gemeinschaften diese Legitimation anzweifeln, so muß deren Legitimierung hierzu vollends bezweifelt werden. Auf keinen Fall darf der VDS solchen Einflüssen nachgeben, wenn er sich nicht selbst aufgeben will, zumal sie zum Teil nach seinen Eindrücken, von außerhalb der Studentenschaft stehenden Kräften dazu veranlaßt werden. Hier hilft nur Härte und Unbeirrbarkeit.

Albrecht Marks (ehem. 1. Vorsitzender des VDS)

Das Dilemma

Seitdem der Verband Deutscher Studentenschaften existiert, sind sich weder die jeweiligen Vorstände noch die deutsche Studentenschaft darüber einig geworden, welche Aufgaben ihm eigentlich zustehen. Jeweils kurz nach der Wahl eines neuen Vorstandes wurde die Öffentlichkeit mit einer politischen Erklärung überrascht und immer gab es Proteste der politischen Studentenverbände und Meinungsverschiedenheiten bei den örtlichen Studentenvertretungen wegen der Frage, ob der Verband eine Legitimation habe, Erklärungen zu veröffentlichten oder Handlungen einzuleiten, die sich mit der politischen Willensbildung befassen. Jedemal wurde der Verband gezwungen, seine Initiativen abzubrechen, sie entweder ganz aufzugeben oder Rechtfertigungserklärungen abzugeben, die in der Praxis auch einem Verzicht gleichkamen. So zum Beispiel mußte man vor einem Jahr eine Wehrumfrage abblasen.

Da die bundesdeutsche Studentenschaft bisher versäumt hat, die Frage der politischen Funktionen ihres Verbandes

(Fortsetzung Seite 2)

Man sagt in Bonn . . .

Westdeutschlands provisorische Hauptstadt am Rhein ist seit Tagen und Wochen das getreue Spiegelbild jenes fast schon sprichwörtlichen Unbehagens, von dem man sagt, daß es ganz Deutschland erfaßt habe und dessen Ursache darin zu suchen ist, daß sich doch allmählich die unbequeme Erkenntnis vom Ende der deutschen Ferien von der Weltpolitik auszubreiten beginnt. Am Horizont wird die furchtbare Drohung sichtbar, daß der Lauf der Dinge es mit sich bringen könnte, daß aus Konsumenten Staatsbürger werden müssen, wenn die große Prüfung bestanden werden soll, die die Zukunft für Deutschland bereitzuhalten scheint.

Unbehagen und Unsicherheit sind immer ein Zeichen dafür, daß irgendetwas nicht stimmt und daß das Vertrauen in die Führung lädiert ist. Die bisherigen Koalitionspartner der großen CDU lüften, sich freundlich empfehlend, den Hut und machen sich feierhaft ans Werk, „entscheidende Unterschiede“ zur Partei des Kanzlers herauszumodellieren.

Konrad Adenauer ist all das nicht verborgen geblieben. Der Glaube an die Unfehlbarkeit seiner Gedanken hat etwa im gleichen Maße nachgelassen, wie die Beliebtheit der CDU bei den Wählern, die nach den letzten Feststellungen der Meinungsforscher etwa um zehn Prozent abgesunken ist. Nicht ganz so unrecht führt man das in der Spitze der CDU auf die miserable propagandistische Arbeit der Partei zurück. Der Posten des Bundespressereferenten der Partei ist schon seit Monaten verweist und die Vertretung der Re-

Das Dilemma

(Fortsetzung von Seite 1)

zu diskutieren, konnte der neue Vorstand des VDS in der Tradition politischer Erklärungen fortfahren. Er tat dies vor wenigen Tagen mit einer Stellungnahme zur Wiederaufrüstung, die unbeschadet der Frage, ob sie legitim oder nicht legitim ist, einem politischen Fehltritt gleichkommt. Es wurde hier dargelegt, daß die Wiederbewaffnung erst dann als eine Notwendigkeit angesehen werden könne, wenn die äußersten Anstrengungen der Bundesregierung auf dem Wege der friedlichen und vorbehaltlosen Verhandlungen (zur Wiedervereinigung) keinen Erfolg gehabt haben sollten.

Dieser ominöse Satz unterstellt zunächst einmal, daß sich die Bundesregierung bis heute nur mit halbem Herzen mit der deutschen Frage befaßt habe. Somit wären alle einschlägigen Bundestagserklärungen, alle diplomatischen Schritte bei den Großmächten, ja sogar der Besuch des Kanzlers in Moskau und die Entsendung des deutschen Botschafters nach Moskau, nur Scheinmanöver, von einem politisierenden, teuflischen, alten Advokaten und seinen Mitarbeitern erdacht, um das deutsche Volk über seine wirkliche undeutsche Haltung hinwegzutäuschen. Also steckt in der Erklärung des VDS eine schwere Anklage, die aber solange eine Provokation bleibt, wie sie nicht begründet wird.

Aber es steht noch mehr in dieser Erklärung. So zum Beispiel eine Aufforderung an die Bundesregierung zu friedlichen und vorbehaltlosen Verhandlungen. Das heißt also, daß der Vorstand des VDS der Auffassung ist, daß die bisherigen Anstrengungen der Bundesregierung in der deutschen Frage nicht friedlich gemeint waren. Schließlich aber müssen wir erfahren, daß der VDS vorbehaltlose Verhandlungen mit dem Osten wünscht. Was soll denn das heißen? Von Vorbehalten war in der vergangenen Zeit in der Ost-West-Politik recht häufig die Rede. Sie kamen aber aus dem Osten. So zum Beispiel die Erklärung sowjetischer Staatsmänner, daß man die Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands nur dann erwägen wolle, wenn von vornherein eine Garantie für die sozialistische Gesellschaftsordnung der sogenannten DDR gegeben werde, wenn auf militärische Bündnisse verzichtet werde usw.

Da dem gegenüber der Generalvorbehalt der Bundesrepublik steht, daß eine gesamtdeutsche Regierung das Ergebnis einer freien Wahl sein müsse, daß also der neue Staat auf der Grundlage der freiheitlichen Demokratie entstehen müsse, muß die Erklärung des VDS zu dieser Frage einer Aufforderung gleichkommen, bei zukünftigen Verhandlungen, die in jeder demokratischen Verfassung garantierten individuellen Freiheiten zur Disposition zu stellen. Wir können noch nicht glauben, daß die westdeutschen Studentenvertreter dies wirklich wünschen.

Diese Feststellungen waren deswegen wichtig, weil sie die Voraussetzung sein müssen für die Erörterung der Frage, soll der VDS ein politischer Verband sein oder nicht. Man darf annehmen, daß kein Student, der, unbeschadet seiner politischen Überzeugung, es mit Wahrheit und Ehrlichkeit ernst meint, gewillt ist, solche sichtlich unerfahrenen Leute zu seinen politischen Sprechern zu wählen.

Aber abgesehen von der Personenfrage sprechen noch ganz andere Dinge gegen die Auffassung des VDS, daß er unbedingt zu politischen Fragen etwas sagen müsse. Die Wahl des VDS-Vorstandes erfolgt nämlich nicht nach einer allgemeinen und direkten, unter politischen Gesichtspunkten stattfindenden Wahl. Hingegen kommt dieser Vorstand durch den Wahlakt einer Versammlung von Vertretern der örtlichen studentischen Selbstverwaltungen zustande. Auch wenn bei dieser Wahl Fragen zum Beispiel über die Zugehörigkeit eines bestimmten Kandidaten zu einer Korpo-

(Fortsetzung Seite 4)

gierung gegenüber der Öffentlichkeit in Gestalt des Bundespressereferenten war mehr als unzulänglich.

Dem Kanzler scheinen diese Zusammenhänge zwischen schwindender Popularität und unzulänglicher Publizität in Amerika richtig klargeworden zu sein. Die Abhilfe soll auf dem Fuße folgen. In der ersten Pressekonferenz nach seiner Rückkehr aus Amerika teilte er mit, er werde sich von sofort an mehr um die Presse kümmern. Auch will er wieder häufiger zu den regelmäßigen Pressekonferenzen der Regierung erscheinen, um sich den Fragen der Journalisten zu stellen. Wie man hört, soll in Kürze im Bundeskanzleramt ein Presseferent, der jederzeit Zutritt zum Kanzler haben soll, sein segensreiches Wirken entfalten. Das ist etwas ganz Neues. Für den besseren „Verkauf“ der Regierungspolitik wird ja nun bald wieder der bewährte Felix von Eckardt sorgen,

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE

SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

so daß auch hier eine für die CDU schmerzlich spürbare Lücke geschlossen wird. Zusammen mit seinem Stellvertreter Krüger wird er 1957 für die CDU, wie bereits vor drei Jahren, die propagandistische Durchführung des Wahlkampfes besorgen, während für den organisatorischen Teil, (sprich für die Besorgung der nötigen Gelder), der CDU-Abgeordnete und frühere Staatssekretär Otto Lenz verantwortlich zeichnet.

Indes macht das Unbehagen bei der CDU nicht halt. In der SPD gärt es ebenfalls und der „Vorwärts“, die Wochenzeitung der SPD, hat festgestellt, daß es unter der Mitgliedschaft der SPD sogar koche. Zum bevorstehenden SPD-

. . . und in Deutschlands Hauptstadt

Seit Tagen hatten Ostrundfunk und Ostpresse der Zonenbevölkerung in den Ohren und auf den Nerven gelegen: der 16./17. Juni ist Volksfeiertag. Volksfeiertag mit Volksbelustigung, Volksschießbuden, Volkssackhüpfen, Volksmusik, Volkseierkuchenbacken, Volkstanz und Volks-sonst-noch-was. Volkszuckerbrot jedenfalls, das die Peitsche vergessen machen sollte, die keine Volkspeitsche, sondern vor 3 Jahren, am 17. Juni 1953, auf das Volk niedergegangen war.

Es hat nicht viel genutzt und von den Volksbuckwürsten an den HO-Ständen blieben viele unverkauft. Das Volk hat nichts vergessen. Am Morgen des 17. Juni lagen die tristen, grauen und selbst zur Zeit des Stoßverkehrs seltsam menschenleer wirkenden Straßen Ostberlins noch um einen Grad trister, grauer und menschenleerer da. Über dem Stahlwerk und dem LEW Hennigsdorf in der Sowjetzone, deren Arbeiter am 17. Juni in geschlossenem Demonstrationszug nach Berlin gezogen waren, wehten schwarze Trauerfahnen. Unbekannte hatten sie dort über Nacht gehißt. An zahlreichen Hauswänden in Ostberlin und in der Zone stand: „Es lebe der 17. Juni!“ Und wie an der Zonengrenze brannten während der Nacht auch von zahlreichen erhöhten Punkten Westberlins tiefrote Mahnfeuer, um den unverzichtbaren Anspruch des Landes auf seine Einheit zu verkünden.

Gewiß wird noch Zeit vergehen, ehe dieser Anspruch verwirklicht werden kann. Vorerst gilt es, die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Es hat den Anschein, als sei die erste Voraussetzung nun im Entstehen: nachdem die drängendsten Probleme unseres Staates (und vielleicht auch einige zuviel) gelöst oder doch auf dem Wege einer Lösung sich befinden, wendet man sich endlich der Frage nach der Einheit unseres Landes zu und eine gewisse Unruhe scheint viele ergriffen zu haben. So zahlreich sind die täglich in der Presse erscheinenden Äußerungen, Initiativvorschläge, Anregungen usw. zur Wiedervereinigung, daß dem kritischen Betrachter schon ein wenig die Sorge überkommt, es möchte nur ein Strohfeder sein, was da so heftig brennt. Zweifellos ist Stroh dabei, und zwar nicht nur das faule Stroh einiger Organisationen, die mit der Trennung Deutschlands Geschäfte machen, sondern auch ganz gewöhnliches, leeres Stroh, das sich in Form von Vorschlägen zum richtigen außenpolitischen Kurs äußert.

Da war Herr Dehler, streitbarer Vorsitzender der FDP, kürzlich hier in Berlin. Und da Herr Dehler zweifellos weiß, daß nichts in dieser Stadt so positive Aufnahme findet wie neue Vorschläge zur Wiedervereinigung, machte er also neue Vorschläge zur Wiedervereinigung.

Er brachte dabei die inzwischen viel erörterte Idee vom „Kontaktträger Pankow“ in Umlauf. Aber wo man Dr. jur. Thomas Dehler möglicherweise ein „laude“ erteilen könnte, muß man den Politiker Thomas Dehler mit einem glatten „Ungenügend“ bedenken. Denn dieser Vorschlag ist wohl das bedeutendste Dokument politischer Ahnungslosigkeit, das in den letzten Jahren von einem führenden Politiker der Bundesrepublik vorgelegt wurde. Von einem Politiker, der es schon lange besser gewußt hat und noch vor drei Monaten erklärte, das deutsche Volk werde sich nie „an Ulbrichts sichelrunden Tisch“ setzen.

Parteitag in München, den ganz Bonn mit Spannung erwartet, sind von den Bezirken und Ortsvereinen der SPD 94 Anträge eingebracht worden. Die Führung der SPD wird es in München nicht leicht haben, alle Gemüter zu versöhnen. Die 94 Anträge enthalten Sprengstoff. Immer wieder wird verlangt, daß die SPD-Führung mit der Parole in den Wahlkampf gehen solle, sie werde sofort die allgemeine Wehrpflicht wieder abschaffen, falls der Bundeskanzler aus ihren Reihen käme. Auch die Forderung nach politischen Verhandlungen mit Pankow taucht in den Anträgen mehrmals auf.

Auf Regierungsseite war in der Einstellung gegenüber dem Ostzonenstaat anlässlich der großen Sowjetzonen-Debatte des Bundestages ein Wandel festzustellen, der fast einer Revolution gleichkommt. Bundesminister Kaiser setzte sich im Namen der Regierung nachdrücklich für einen regen Austausch von Besuchern, Delegationen und Gruppen über die Zonengrenze hinweg ein. Es sollten, so meinte er, so viele wie möglich nach drüben fahren und so viele wie möglich von drüben herüber kommen. Diese Einstellung wäre noch vor einem halben Jahr für die Bundesregierung undenkbar gewesen. Auch technische Verhandlungen auf der Ministerialbeamten-Ebene (bis zum Staatssekretär hinauf?) mit den Ostzonen-Behörden befürwortete Kaiser. Es heißt, daß das immer schon schlechte Verhältnis zu seinem Staatssekretär Thediek dadurch noch schlechter geworden sei. Aber der Fortschritt in dieser Frage ist das wert.

Kopfschütteln haben in Bonn Thomas Dehlers jüngste Berliner Beiträge zur Wiedervereinigungsfrage hinterlassen. Phantasie ist manchmal sehr nützlich. Aber Politik nur mit Phantasie zu machen, wird doch dem Zweck der Sache nicht ganz gerecht.

Das allgemeine Unbehagen erstreckt sich auch auf die Vernachlässigung von Wissenschaft und Kultur, die im Schatten der Kulturhoheit der Länder ein kümmerliches Dornröschendasein führen. Die Kulturdebatte des Bundestages zeigte, daß die Front für eine Kultusverwaltung des Bundes im Wachsen begriffen ist.

Bg.

Erwartungsgemäß war das Echo auf Dehlers Vorschläge in Westberlin äußerst frostig, und nur in Ostberlin gab es „knallroten Beifall“. Auch in der Bundesrepublik wurden Dehlers Frühstücksgedanken mit so zahlreichen Argumenten abgelehnt, daß er selbst schon eine teilweise Zurücknahme seiner Äußerungen für notwendig hielt. Dennoch hat es den Anschein, als hätten seine Gedanken ihre Wirkung nicht ganz verfehlt und hier und dort werden sie schon von einigen „Brückenschlägern-um-jeden-Preis“ aufgenommen und propagiert. Es erscheint daher sinnvoll, hier auf eine Argumentation hinzuweisen, die sich in den Gegenerklärungen führender Journalisten und Politiker der Bundesrepublik nicht fand, und die hier in Berlin von Friedrich Noppert, Kommentator eines Westberliner Senders, vertreten wurde. Was soll es heißen, so fragte Noppert, daß Pankow eine Vollmacht Moskaus vorweisen soll? Thomas Dehler selbst kann doch nicht bezweifeln, daß jeder Schritt, den Pankow in den sieben Jahren seiner Existenz getan, daß jedes Wort, das ein Zonenminister in den sieben Jahren geredet hat, ein sowjetischer Schritt, ein sowjetisches Wort war. Wie kann Thomas Dehler eine Vollmacht verlangen, wo er weiß, daß ein Befehl vorliegt? Was soll es heißen, daß Moskau das Ergebnis der Verhandlungen vorher als auch für sich verbindlich anerkennt? Eine solche Floskel wäre doch nur angebracht, wenn man ein Moskau unbequemes oder sogar widriges Ergebnis von Verhandlungen erwartet, an denen Pankow beteiligt ist. Hält Dehler das für möglich? Kein politisch denkender Mensch darf heute noch annehmen, daß eine Pankower Regierung in irgendeiner Konferenz oder Verhandlung ein nicht von Moskau diktiertes oder gebilligtes Wort spricht oder unterschreibt. Eine solche Garantie der Sowjets wäre gegenstandslos, da eine Pankower Regierung immer nur einem von Moskau gebilligten Resultat zustimmen kann. Warum dann aber überhaupt mit Pankow und nicht gleich mit Moskau verhandeln? Warum dann überhaupt Pankow als „Kontaktträger“ verwenden?

Um das Fazit zu ziehen: Pankow und Moskau können unbedenklich Dehlers Vorschlag annehmen. Sie nehmen die De-facto-Anerkennung der Zonenregierung nach Hause, die Bundesregierung ist gegenüber ihren Verbündeten kompromittiert und das Njet zur Wiedervereinigung bleibt bestehen, wenn es keine Wiedervereinigung unter kommunistischen Errungenschaften ist. Das wäre das Resultat, wenn man Dehlers Gedanken zu Ende denkt.

Die inzwischen erfolgte, teilweise Zurücknahme seiner Vorschläge enthielt das Zugeständnis Thomas Dehlers, daß er seine Gedanken nicht zu Ende gedacht hat. Doch konnte er nun damit nicht mehr verhindern, daß der politisch dumme Gedanke in zahlreichen dummen Köpfen sich festgesetzt hat; daß Pankow das Loch, das es hier zu wittern meint, mit allen Mitteln ausweiten möchte. Gewiß — man soll nicht ungerecht sein. Äußerungen wie diese sind erklärbar aus „dem tragischen Zwiespalt zwischen Handelnwollen und Wartenmüssen“, der viele heute erfüllt. Erklärbar. Doch erklärbar ist alles. Auch und nicht zuletzt politische Verantwortungsllosigkeit.

jc. —

DISKUS
FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Rudi Eberl, Hanns Schreiner, Günter Schwank, Magnus Weber.
Chefredakteur: Werner Schaffernicht.
Redakteure: Udo Kollatz, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.
Korrespondent in Bonn: Peter Scholz.
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.
Geschäftsführung: Oskar Feiber, Frankfurt am Main, Fontanestraße 26.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 5 62 61.
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Tel. 5 11 78.
Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Europäischer Mittelständler Otto Strasser

Miltenberg am Main, Sonntag, dem 17. Juni 1956. Es sollte eine neue Partei gegründet werden. Und weil ich neugierig war, wie so etwas wohl vor sich gehen werde, begab ich mich um die Mittagsstunde in das Hotel „Schönbrunnen“. In der ersten Etage des Hotels sollte sich der historische Akt vollziehen. Schon die Kontrolle der Einladung brachte mich in Erregung. Die Einladung war nämlich eine illegale, d. h. es war der Nachdruck einer Fotokopie eines Originals. Man ließ mich jedoch sogleich passieren, und ich schlängelte mich dann in das Innere des relativ kleinen Saales, in dem Frauen und Männer dicht an dicht saßen oder standen. Kaum gab es für die Kellnerinnen, die Bier, Coca Cola und Kaffee auftrugen, ein Durchkommen.

Rasch konnte man erkennen, wer „dazu gehörte“ und wer nicht. Die „Strasser-Leute“: alles ehrsame, biedere Durchschnittsbundesbürger, nicht elegant, aber sorgfältig gekleidet. Aus ihren Augen leuchtete weder Fanatismus noch Freude — eher waren es nichtssagende Blicke. Es waren Leute in den „besten Jahren“, also zwischen Vierzig und Sechzig. Jüngere gab es nur im hinteren Teile des Raumes, wo sich die weltanschaulich Andersdenkenden etabliert hatten. Relativ viele Vertreterinnen des „schöneren Geschlechts“ saßen in den Reihen der Gläubigen hinter Kaffeetassen; manche hielten die Holzbirne mit Hotelzimmerschlüssel in der Hand. An der Stirnseite des Saales befand sich ein großes Transparent mit weißer Schrift auf schwarzem Grund: „DEUTSCH-SOZIALE UNION (Strasser-Partei)“; darauf war ferner ein symbolisches Brandeisen abgebildet: es zeigte einen mit einem Schwert gekreuzten Hammer, darunter zwei Ähren.

Am Rednerpult ein Mann (angetan mit einem blaugrauen Hemd und einer großen, schwarzen Kragenbinde aus Großvaterzeiten), der mehr mit den Händen denn mit Worten eifrig auf die Anwesenden einwirkte und die Mittelständler Europas aufforderte, sich zu vereinigen. Es war ein Italiener. Ein Blick auf die Einladung, die das Programm enthielt, besagte, daß es sich um Dr. Vittorio Ambrosini, Rom, handeln müsse, neben A. K. Chesterton, London, von der nationalkonservativen Zeitschrift „Candour“ und Prof. Frédéric G. Becker, Straßburg, von der Europäischen Volksbewegung schon die Morgenveranstaltung bestritten hatte. Beifall beschloß die Rede des italienischen Mittelständlers, die gelegentlich durch lautes Wortgefecht am Saaleingang unterbrochen worden war. Nun bat der Tagungsleiter Alfred Raeschke, Berlin, um Gehör. Herr N. intonierte ein nationales Lied, am Piano begleitet. Daraufhin gab der Tagungsleiter Raeschke mit erhobener Stimme den Namen des nächsten Referenten bekannt: „Otto Strasser!“ Nachdem sich der Beifall gelegt hatte, und der Redner, ein mittelgroßer, gutgenährter Mann von 59 Jahren, zu seiner Rede anhub, wurde unweit vom Standort des Verfassers ein Wort in den Saal gerufen: „Abtreten!“ Nach einer beängstigend stillen Schrecksekunde, während der alles verdutzt auf den viel-

leicht 19 Lenze zählenden Rufer starrte, erhob sich nicht nur ein Wutgebrüll, sondern ein Teil der Parteigründungsmitglieder, stürzte sich auf den Jungen, dem wiederum andere zu Hilfe eilten. Im Nu war das schönste Handgemenge im Gange: Stühle wurden geschwungen, Flüche ausgestoßen, Blut spritzte. Man sah auch einen sich auf die Kämpfenden zustürzenden Mann, der eine Pistole in der Hand schwang und zwei Schüsse abfeuerte. Der Lärm wurde daraufhin noch heftiger, bis die „Angreifer“ schließlich aus dem Saale geworfen waren. Die „Sieger“ kehrten an ihre Plätze zurück, mit blutenden Nasen, blutbespritzten Hemden und Krawatten. Ihre Augen schimmerten feucht; ob aus Wut oder von dem Tränengas konnte nicht festgestellt werden.

Der Redner begann nun mit seinen Ausführungen, die er mit mäßigem Stimmaufwand und ohne Pathos vortrug: „Wir bekennen uns zur konservativen Revolution!“ Zuruf: „Sehr gut!“ — Indessen wurde vor dem Gebäude ein Sprecher laut: „Nazi-Strasser raus! Nazis raus! Versammlung verbieten!“ Man schloß daraufhin die Fenster. Strasser sprach weiter: „Das Wirtschaftssystem der neuen Ordnung, das wir ‚Deutscher Sozialismus‘ oder ‚Solidarität‘ nennen, verlangt ein Höchstmaß von persönlicher Freiheit mit einem Höchstmaß von wirtschaftlicher Sicherheit!“ Der DSU-Führer ließ sich nicht von den Pfui-Rufen, die von der Straße heraufkamen, und von Spottliedern (nach der Melodie „Wer soll das bezahlen“) beirren. Einen Schuß durch eine Fensterscheibe (von draußen kommend), der eine Mittelstandsdame erblassen ließ, quittierte er mit der lächelnden Bemerkung: „Freunde, Ihr dürft nicht beunruhigt sein!“ Jeder Beifall, der dem Referenten gezollt wurde, wurde mit Schmährufen auf der Straße beantwortet.

Inzwischen waren wieder heftige Worte am Saaleingang: Eine Frau verlangte, daß der Selbstschuttpistolenknaller mit zur Polizei komme; ihr Mann und andere Umstehende unterstützten sie in Wort und Tat. Später erschienen zwei Polizisten; es wurde wieder ruhiger. Strasser verkündete das Aktionsprogramm seiner Partei: „Wiedervereinigung des deutschen Volkes auf der Grundlage der souveränen Neutralität. Ablehnung der allgemeinen Wehrpflicht. Dafür Aufbau einer deutschen Nationalarmee aus Freiwilligen sowie Schaffung eines Jugendvolksdienstes für Mädchen und Jungen. Abbau der Bürokratie und damit der übergroßen Macht des Staates. Errichtung eines Wirtschaftsparlaments neben dem politischen Parlament. Aufbau einer echten Volks-Wirtschaft durch Anteil aller Schaffenden an Besitz, Leitung und Gewinn. Ausdehnung der Pensionsberechtigung der Beamten auf alle Deutschen!“ usw. Gelegentlich hörte man im Saale Beifallsrufe: „Prima!“ Wiederum flogen Steine gegen die Fenster (wie erbaulich!).

Nachdem der Redner geendet hatte, wurde das „neue Deutschlandlied“ gesungen: „Deutschland Lieb ich über alles . . . in der Welt!“ Echo von unten: „Strasser raus! Wir wollen unsern Führer sehn!“ Nun wurden die Anwesenden aufgefordert, sich als Gründungsmitglieder der DSU in Listen einzutragen. Diese Aufforderung war für einige das Signal, sich planmäßig aus dem historischen Saale abzusetzen. Polizisten ermahnten die Leute, nicht den Fahrradweg und die Blumenanlagen zu betreten. Eine Stimme aus dem Volk: „Waaa! Eine Partei wird gegründet?!“ Eine andere: „Laß doch jeden nach seiner Fassong seelig werden!“ Eine Bausparkasse hatte reißenden Absatz beim Verteilen von Handzetteln mit der Einladung zur Eigenheim-Modellschau.
Waldemar Kunath

Vom reinen Menschen

Auf der Jahresversammlung der „Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ in Stuttgart würdigte Bundespräsident Heuss auch die Verdienste ihres seit dem Zusammenbruch amtierenden Präsidenten, Nobelpreisträger Professor Otto Hahn. Besonderer Dank wurde ihm gesagt — wir zitieren die Frankfurter Allgemeine — „für seine forschend-systematische Denk-Energie und sein kindhaftes Staunenkönnen. Otto Hahn sei ein reiner Mensch, und das sei ‚für die Öffentlichkeit und Wissenschaft wie für die

Wissenschaftspolitik nichts Geringes“. Soweit der Bundespräsident. So berechtigt seine Offerte in Reinheit auch immer sein mag — und wir sehen keinen Grund, an Herrn Professor Hahn dabei zu zweifeln —, gerade ihre ausdrückliche positive Bestimmung hinterläßt einen äußerst bitteren Beigeschmack. Verdeutlichen wir es! Der Manager von Romy Schneider ging mit der Reinheit auch nicht gerade zimperlich um, und warf die teutsche „virgo intacta“ seines Schützlings auf den Markt der Werte. Mit einem deutlichen Seitenhieb gegen die französischen „Halbjungfrauen“ vom Schlage der Brigitte Bardot. So geschehen in den bundesrepublikanischen Gefilden, deren so metaphysisch verbrämte „reine Werte“ damit höchst verdächtig werden. Stellte der Romy-Manager gewiß einen Grenzfall dar, sollte man vom Bundespräsidenten erwarten, daß wenigstens er nicht in ein ver schwommenes Pathos verfällt.

Gleichzeitig erfahren wir nämlich, daß ein Manuskript der Rede von Professor Hahn — nach dem Spielermotto „Corri-ger la fortune“ — von geheimer Hand um folgende zwei wesentliche Sätze „gekürzt“ wurde: „Wir geben in den nächsten Jahren Milliarden für die Aufrüstung aus. Sollte es nicht möglich sein, wenigstens einige hundert Millionen für Forschung, Wissenschaft und Schulen aufzubringen?“ Diese Sätze stehen zwar im Manuskript, wurden aber nicht gesprochen. Ein Nachrichtendienst, der nach dem Manuskript berichtet hatte, mußte die beiden Sätze zurückziehen. — Noch ein anderer berühmter Nobelpreisträger, Professor Albert Einstein, wurde auch zwar hoch geehrt, aber politisch unter eine Art Kuratel gestellt. Nach vielen üblen Erfahrungen pflegte ihn dann schon seine Frau von vornherein mit den Worten zu bremsen: „Aber Albertle, was tuescht Du da scho wieder für ei Unsinn schwätze!“ Wieweit sie Erfolg damit gehabt hat, mag dahingestellt sein. Ob jene zitierte, geheimnisvolle Zensur auch Professor Hahns Äußerungen unter diesem Aspekt betrachtet, ist die Frage, auf die wir gern eine Antwort hätten.
Caesar

Mac(c)hiavelli?

Wie dem Fischerbändchen Nr. 133 von Professor Carlo Schmid zu entnehmen ist, „ist die Antwort auf die oft gestellte Frage nach der Doktrin Machiavellis schwer zu geben, und“ — wir zitieren weiter — „unter Machiavellismus hat jede Zeit und hat fast ein jeder immer gerade das verstanden, was er zur eigenen Rechtfertigung brauchte oder was er glaubte zur Bekämpfung eines anderen gebrauchen zu können. Eines scheint mir sicher zu sein: Machiavelli selber war kein ‚Machiavellist‘.“

Von einer ähnlichen sokratischen Ironie berichtete die „Gegenwart“: Als Antwort zu seinem Verhältnis zu den damaligen Marxisten soll Karl Marx — wenige Jahre vor seinem Tode — zu einem seiner Freunde gesagt haben: „Alles, was ich weiß, ist, daß i c h kein ‚Marxist‘ bin.“ Doch kehren wir zu dem Florentiner zurück, dessen Name vielen noch immer höchst verdächtig ist und gleichbedeutend mit hemmungsloser politischer Gewissenlosigkeit.

So glücklich und angebracht das Unternehmen von Professor Schmid ist, hier verschwommene Vorstellungen zu korrigieren, in einem Punkt ist auch bei ihm Zwielficht über dem Namen Mac(c)hiavellis geblieben. Böswillige Kritiker des politischen Geschäfts — zu denen wir uns nicht zählen — könnten daraus jubelnd konstruieren, daß es d o c h seine Bewandnis mit jenem suspekten Herrn aus Florenz habe! Auf dem glanzfolienkaschierten Umschlag steht nämlich groß: Macchiavelli. Auf dem Titelblatt im Innern aber verkürzt er sich zu „Machiavelli“ und wird in dieser Form wacker bis zum Schluß durchgehalten, um auf der glänzenden Rückseite noch einmal mit zwei „cc“ in der Stichwort-Überschrift zu erscheinen. In der 12. Textzeile des Stichworts darf er dann schlicht und kurz wieder mit einem „c“ sanft entschlafen. Also doch „enfant terrible“!

Horst Helmut Kaiser

Nächster Redaktionsschluß: 9. Juli

Eine Frage?



Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



RHEIN-MAIN BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Das Dilemma

(Fortsetzung von Seite 2)

ration überhaupt oder zu einer schlagenden oder nicht schlagenden Verbindung, zu einer religiös tendierenden oder liberalen Gruppe, eine große Rolle spielen, kann man keinesfalls von einem Einfluß der Parteien- oder Tagespolitik sprechen. Politik hat hier nur den Sinn einer Auseinandersetzung zwischen studentischen Gruppeninteressen, die natürlich irgendwo im allgemeinen gesellschaftlich-politischen Bereich annähernde Entsprechungen haben.

So wenig die örtlichen studentischen Selbstverwaltungen politische Organe sind, so wenig kann es der VDS, ihre Bundesorganisation, sein. Was den Verband aber für die Politik anfällig macht, ist der Umstand, daß er die Kontaktstelle der Studenten als Selbstverwaltungskörperschaft zu den Ämtern ist, die in sozialen und kulturpolitischen Angelegenheiten das entscheidende Wort zu sprechen haben. Weil hier Politik und Gruppeninteresse zusammenfließen und sich vermischen, eröffnet sich für den politisch Ehrgeizigen unter den Studenten die Möglichkeit, in die zuweilen schillernde Sphäre der Pressure-Group-Politiker vorzustoßen. Darum darf man als gegeben annehmen, daß der Vorstand des VDS im wesentlichen von politisch ehrgeizigen Studenten besetzt ist, die auf jeden Fall versuchen werden, durch die ihnen offenstehenden Verbindungswege in das politische Vorzimmer der Demokratie einzudringen. Soweit sie das unter dem Gesichtspunkt spezifischer studentischer Interessen, wie zum Beispiel Stipendienwesen, Studienreform usw. tun, sollte dies der Studentenschaft nur recht sein, denn es gehört zu den demokratischen Weisheiten, daß eine Regierung nur dann zu geben gewillt ist, wenn man sie überzeugend, aber auch nachdrücklich auf die Notwendigkeit des Gebens hinweist.

So problematisch die Wehrfrage für alle Staatsbürger und vielleicht besonders für den Studenten sein mag, fällt sie jedoch nicht unbedingt in den Bereich studentischer Interessenpolitik. In einem demokratischen Staate sind alle hinsichtlich der Rechte und Pflichten gleichgestellt. In jedem souveränen, normal regierten Staat gilt es als selbstverständlich, daß der Bürger die Pflicht hat, dem Staat auch mit der Waffe zu dienen. Die Bundesrepublik, obwohl als Provisorium gedacht und geschaffen, hat durch die Entwicklung der internationalen Politik seit ihrer Gründung alle Eigenschaften eines souveränen Staates erlangt. Wenn sie im Hinblick auf ihren Willen, die Wiederherstellung eines deutschen Gesamtstaates zu erlangen, sich einer besonderen politischen Situation gegenüber sieht, ist es Sache des Parlaments, eine Politik zu vertreten, die nach menschlichem Ermessen den Wünschen der Nation gerecht wird. Da die Parteien bei ihrer politischen Aufklärungsarbeit in unserem Staat den vollen Schutz der Verfassung genießen, ist die Meinungsbildung im wesentlichen und vor allem ihre Aufgabe. Inwiefern dann den Interessenverbänden noch ein Spielraum für Initiativen auf politischem Gebiete bleibt, sollte der Auseinandersetzung zwischen ihnen und den Parteien überlassen bleiben.

Der VDS als Interessenverband genießt bis heute, so darf man annehmen, das Vertrauen der Mehrzahl der 140 000 Studenten der Bundesrepublik und Westberlins. Die politische Struktur der deutschen Studentenschaft ist vielschichtig, alle Parteien der Bundesrepublik, von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten, finden Parteigenossen und Wähler in der Studentenschaft. Würde der VDS weiterhin politische Erklärungen veröffentlichen, wäre eine Aufspaltung aller studentischer Selbstverwaltungsorgane nach Gesichtspunkten der Parteienpolitik das natürliche Ergebnis. Die Folgen wären nicht absehbar.

Oscar Strobel

Agonie des Unpolitischen

Zum wiederholten Male befindet sich der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS), die gewählte Vertretung der westdeutschen Studenten, im Konflikt mit einem Teil derer, die er vertreten soll. Denn Mitte Juni hat der Vorstand des VDS eine Erklärung herausgegeben, in der es heißt, daß die allgemeine Wehrpflicht nur dann eingeführt werden solle, wenn ohne sie eine ausreichende Stärke der künftigen westdeutschen Streitkräfte nicht gewährleistet sei. Auch sei der VDS der Meinung, so heißt es weiter, daß die Möglichkeiten, die zur Entspannung der politischen Lage und zur Wiedervereinigung Deutschlands führen könnten, noch nicht voll erschöpft seien, so daß die Wiederbewaffnung erst dann als Notwendigkeit angesehen werden könne, wenn die äußersten Anstrengungen der Bundesregierung auf dem Wege friedlicher und vorbehaltloser Verhandlungen keinen Erfolg haben sollten.

Daraufhin haben der Ring Christlich-Demokratischer Studenten, die Katholische Deutsche Studenteneinigung und der Landesverband Hessen im VDS gegen diese Erklärung protestiert und dem VDS jedes Mandat, in politischen Fragen für die westdeutsche Studentenschaft Stellung zu nehmen, abgesprochen, wenn er seine Legitimation als überparteiliche Studentenvertretung nicht verlieren wolle.

Dieses Argument ist bekannt — wird es doch regelmäßig dann vorgebracht, wenn der VDS in irgendeiner Frage, zumal in einer sogenannten politischen Frage, seine Meinung präzise formuliert und ausgedrückt hat. Die Vermutung liegt

nahe, daß dann der Hinweis auf die notwendige Überparteilichkeit der Vertretung aller westdeutschen Studenten dem jeweiligen Opponenten innerhalb oder außerhalb des Verbandes nur als Vorwand dient, die ihm unbequeme Meinungsäußerung zu unterdrücken oder als unerlaubt hinzustellen. Wem in einer Demokratie der Mund nicht mehr kurzerhand verboten werden kann, dem muß beizukommen sein, indem man ihm das Recht bestreitet, gewisse Meinungen zu äußern.

Zweifellos berührt die Erklärung des VDS Einwände und Bedenken, die nicht nur vielen Studenten angesichts der jüngsten Politik der Bundesregierung gekommen sind, wie es andererseits dem Ring Christlich-Demokratischer Studenten unbenommen bleibt, anderer Ansicht als der VDS zu sein und damit ebenfalls Meinungen von Studenten wiederzugeben. Doch vom vorliegenden Streitfall abgesehen, muß sich die Frage stellen, ob den Studenten, allen Studenten, mit dem Verdikt genützt sein kann, ihre Vertretung habe zu politischen Fragen nicht Stellung zu nehmen. Denn wären die Probleme, die den Studenten gegenwärtig am meisten auf den Nägeln brennen, wären Hochschulreform und soziale Förderung etwa nicht politischer Natur? Wer das behauptete, müßte sich wohl allgemeiner Lächerlichkeit preisgeben. Zu welchem traurigen Resultat aber die Absicht, politische Fragen unpolitisch anzufassen und es damit möglichst allen recht zu machen, führen kann, dafür ist der gerade verflorsene Hamburger Studententag ein Beispiel gewesen. Dort haben die Studenten ihre „Forderungen an die Gesellschaft“ angemeldet, und schon in dieser wahrhaft rührenden Formel offenbart sich alle Agonie des Unpolitischen. Kein Wunder, wenn der anonyme, nirgends faßbare Adressat „Gesellschaft“ nicht geantwortet hat und nicht antworten wird und die versammelten Studenten mit schönen Worten abgespeist wurden. Doch Forderungen an die zuständigen Agenturen der Gesellschaft, an die Regierung oder an einzelne Ministerien oder Verwaltungsinstanzen zu richten, wäre wohl schon politisch und damit der hehren Überparteilichkeit zuwider gewesen.

Daß dem VDS mit dieser Art Überparteilichkeit sämtliche Möglichkeiten genommen sind, in allen für Studenten wichtigen Fragen auf die jeweils zuständigen Stellen wirklichen Einfluß zu nehmen, liegt auf der Hand. Infolgedessen steht es in seinem und im Interesse aller Studenten, auf Mittel

und Wege zu sinnen, in den wichtigen Fragen — und die in der umstrittenen Erklärung des VDS behandelten Probleme zählen dazu — wenn nicht zu einer Einigung, so doch zu klaren Meinungen zu kommen und die dominierende Meinung etwa durch Befragung oder Abstimmung festzustellen. In jedem anderen Falle wäre der VDS nicht mehr als eine Art Verwaltungsbehörde. Damit aber ist keinem Studenten geholfen.

C. Ch. Kaiser

Politiker in Taschenformat

Der VDS gab vor kurzem eine Erklärung heraus, die nicht zu Unrecht einiges Aufsehen erregte. Ursprünglich lag die löbliche Absicht vor, der Studentenschaft im Wehrpflichtgesetz durch einige Klauseln Sicherheit vor Unterbrechungen ihrer Berufsausbildung zu unpassenden Zeiten zu verschaffen. Was daraus wurde? Sicherlich, Vorschläge für Änderungen und Ergänzungen des Wehrpflichtgesetzes sind in dieser Erklärung auch enthalten. Sie sind sogar sehr gut! Aber davor heißt es:

„Der VDS (die Vertretung von 140 000 westdeutschen und Westberliner Studenten) ist der Ansicht, daß die zur Entspannung der politischen Lage und zur Wiedervereinigung Deutschlands führenden Möglichkeiten nicht voll erschöpft sind. Danach kann die Wiederbewaffnung erst dann als eine Notwendigkeit angesehen werden, wenn die äußersten Anstrengungen der Bundesregierung auf dem Wege der friedlichen und vorbehaltlosen Verhandlungen keinen Erfolg haben sollten.“

Und weiter unten:

„... ist der VDS jedoch der Meinung, daß die allgemeine Wehrpflicht nur dann eingeführt werden sollte, wenn ohne sie eine ausreichende Stärke der Streitkräfte nicht gewährleistet wäre.“

Warum der VDS dieser Meinung ist, darüber hüllt er sich sowohl bei der grundsätzlichen Frage der Wiederbewaffnung als auch bei der Frage „Allgemeine Wehrpflicht oder Berufsheer“ in tiefstes Schweigen. Ob die Gründe als allgemein bekannt vorausgesetzt wurden? Oder sollten Gründe da vielleicht überhaupt keine Rolle gespielt haben? Aber wie dem auch sei, in diesen Fragen herrscht in der Studentenschaft keine einhellige Meinung. Auch hat noch nie eine Meinungserforschung über diese Fragen innerhalb der Studentenschaft stattgefunden. Die Wahl der Studentenvertreter wird nach hochschulpolitischen Gesichtspunkten durchgeführt, Gesichtspunkte der allgemeinen Politik spielen dabei keine Rolle; bei uns hier in Frankfurt ist allenfalls noch die Zugehörigkeit zu einer Korporation von Bedeutung.

Wenn man voraussetzt, daß diese Dinge auch dem VDS-Vorstand eigentlich bekannt sein dürften, dann fragt man sich, woher er die Legitimation nimmt, hier im Namen der gesamten westberliner und westdeutschen Studentenschaft zu sprechen. Der VDS-Vorstand könnte solche Äußerungen allenfalls als rein private Ansicht kundtun.

Man könnte über die ganze Angelegenheit mit einem „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ hinweggehen und darauf aufmerksam machen, daß es lächerlich ist, wenn eine Institution so überheblich ihrer Stimme Gewicht in der großen Politik zutraut und dabei auf ihrem ureigensten politischen Gebiet, der Hochschulpolitik, offenbar noch keines hat.

Es stimmt bedenklich, wenn die erste Amtshandlung des im Mai gewählten neuen Vorstandes ein solcher Lapsus ist. Zu hoffen bleibt nur, daß diesem schlechten Anfang eine bessere Fortsetzung folgt.

S. Herm

Tagt hier eine sterbende Kirche?

Bemerkungen zum Evangelischen Kirchentag

Der am 20. Juni 1956 in der Goethe-Universität gehaltene Vortrag von Pfarrer Dr. Walz, Generalsekretär des Kirchentages, der sich mit der Frage der „Bekehrung im Massenzeitalter“ beschäftigte, gibt dem Verfasser Anlaß zu einigen kritischen Bemerkungen. Zunächst einmal erscheint es wichtig, das kurz zusammenzufassen, was Herr Dr. Walz zu diesem Thema zu sagen hatte. Die Kirche sehe sich in Verfolgung ihrer von Gott gesetzten hermeneutischen Aufgabe zum gegenwärtigen Zeitpunkt einer Gesellschaftsordnung gegenüber, für die es schlechthin in der Geschichte keine Parallele gebe. Folglich gehöre es zur Aufgabe der Kirche, Methoden der Bekehrung zu entwickeln, die dieser *societas adaequat* seien. Das sei aber nur möglich, wenn man sich mit der Struktur dieser Gesellschaftsordnung vertraut mache, gleichsam sich ihrer Terminologie zu bedienen gewillt sei. Der Kirchentag sei ein Teil dieser neuen Methodik. Was aber der Kirchentag nicht wolle, sei das — unter Umständen durch Massensuggestion gesteuerte — Bekehrungserlebnis. Die Parallelen solchen „Pfingstgeschehens“ mit gewissen Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit sei zu verdächtig. Man erstrebe vielmehr eine klare, durchdachte, von jeder unkontrollierbaren Emotion frei Entscheidung für Gott. Das soll als Zitat genügen.

Anscheinend ist gegen diese geradezu vertrauenswürdige Methodik nichts einzuwenden: Die Kirche sucht und findet neue Möglichkeiten, sich die religiöse Ansprechbarkeit des modernen Menschen zu gewinnen. Sie bedient sich dabei nicht ohne Geschick der Mittel, die ihr die Wissenschaft (z. B. die Soziologie) an die Hand gibt. Sie erkennt aber auch, daß das Denken des Durchschnittsbürgers dieser Zeit bereits so „aufgeklärt“ ist, daß ihr gewisse Fakten des biblischen Heilsgeschehens wie Jungfrauen-Geburt, Jesus auf dem Meer oder die Auferstehung kaum noch als Glaubensobjekt angeboten werden können. Man flüchtet sich daher in eine historische Schau des Heilsgeschehens, d. h. man unterscheidet mit einer instinktsicheren Akribie das „Eigentliche“ vom „Legendären“, den Kern vom Beiwerk. Wir alle kennen diese Art von Theologie hinlänglich. Sie ist wahrscheinlich populärer als das Evangelium selbst. Es mag dem einzelnen Dozenten zugestanden sein, darüber zu denken, wie es seinem Vermögen entspricht. Bedenklich wird die Entwicklung nur, wenn die Kirche selbst — Dr. Walz und Dr. v. Thadden-Trieglaff sind hier repräsentativ genug dafür — aus einer gewiß guten Absicht heraus diesen Weg beschreitet.

Indem sie versucht, durch die oben angedeuteten historischen Methoden das Evangelium mundgerecht zu machen (Dr. Walz

deutet sogar die Notwendigkeit einer Revision gewisser christologischer Dogmen an, die von der EKD immer noch anerkannt werden), bestätigt sie nur das, was ihr im Laufe ihrer Geschichte von ihren Gegnern immer wieder bescheinigt wurde: die Ausbreitung der „Religion“ sei nur infolge des weitverbreiteten niederen Bildungsniveaus möglich gewesen. Heute, im Zeitalter maximalster Aufklärung, werde die Kirche bereits zu ganz erheblichen mythologischen Abstrichen gezwungen. Es gibt für diese Methodik genügend geschichtliche Demonstrationsobjekte: hier sei nur an die Kasuistik der Jesuiten im Frankreich des 17. Jhdts. erinnert. Für die Kirche darf es im Verfolg ihrer Methodik überhaupt keine Möglichkeit geben, in irgendeiner Weise — und sei es über den Hintersteig der „historischen Sicht“ — hinter das Wort und die althistorische Dogmatik zurückzukehren. Sie nimmt in diesem Augenblick die Hürden in der verkehrten Richtung. Und sie beweist damit nur, daß sie in die Kraft und die „doxa“ des Evangeliums das Vertrauen nicht hat, was sie von ihren Gläubigen in unbilliger Weise fordert. Eine Kirche, die sich auf diesem Wege sieht, ist wie eine Rebe, die nicht am Weinstock geblieben ist.

Am Schluß noch ein Beispiel aus unserer Studentengemeinde: Im Laufe der Diskussion erklärt ein Teilnehmer, er könne zwar an Gott glauben; aber an die Engel zu glauben, sei ihm schlechthin unmöglich. Gott hätte er erfahren, von den Engeln jedoch sei ihm bisher noch keiner begegnet. Daraufhin antwortet der Diskussionsleiter: „Dann lassen Sie eben die Engel weg“, merkte jedoch im Augenblick, daß er vielleicht etwas zu weit gegangen war, und sagte: „wenigstens eine Zeitlang!“ Das ist das, was ich mit „mythologischem Abstrich“ bezeichnet habe. Es wäre als persönliches Zeugnis des Diskussionsleiters viel imponierender gewesen zu bekennen: „Ein Glaube an Gott ist nicht möglich ohne den Einschluß seines gesamten Wortes. Beides — Gott und sein Wort — ist untrennbar. Wir haben kein Recht, einen Satz als für nicht zutreffend zu streichen. Dieser Unerbittlichkeit wird sich auch der ach so moderne und aufgeklärte Mensch beugen müssen!“ Hier hätte er bekannt, und es ist noch kein Bekenntnis umsonst gewesen. Eine Kirche, die es aber mit dem Bekenntnis nicht mehr genau nimmt, die das Wort Gottes den Ansprüchen des eigenen Geschichtsdenkens subsumiert, wird anstatt des Gläubigen den religiösen Parteigänger ernten. Gott möge uns vor dem Aufgehen dieser Saat bewahren, er möge unsere Kirche davor bewahren, ihren eigenen Methoden mehr zu vertrauen als Seinem Wort.

Clytus Gottwald



Junger Hochschul-Nachwuchs und altbewährte Wissenschaftler arbeiten bei uns gemeinsam: Die Forschung von heute dient der Produktion von morgen!

FARBWERKE HOECHST AG, vormals Meister, Lucius & Brüning FRANKFURT (M) - HOECHST

Berliner Kinder ins Ausland?

Statt Aufnahme in Bonn — Kampf des WUS gegen Vergeßlichkeit

Das Aufkommen der örtlichen WUS-Komitees in Deutschland aus den Sammelaktionen wird im Studienjahr 1955/56 voraussichtlich den Betrag von 10 000 DM erreichen. Damit verliert die Beteiligung des Deutschen Komitees am Internationalen Programm des WUS allmählich den Charakter einer lediglich symbolischen Geste und gewinnt die Form einer wirklichen Unterstützung des Programms. Die stetige Aufwärtsentwicklung des Sammelaufkommens, das in den letzten drei Jahren um jeweils 2000 DM jährlich stieg, scheint auf eine größere Spendenfreudigkeit der deutschen Studenten hinzuweisen. In der Tat beweisen die Aktionen der Komitees München und Bonn während der Immatrikulationszeit, die innerhalb von zwei Wochen nahezu 2000 DM erbrachten, daß ein großer Teil der Studenten bereit ist, ausländischen Studenten durch einen Beitrag zu helfen. Andererseits ist aber offensichtlich, daß das Ansteigen des Sammelergebnisses weniger auf eine erhöhte Spendenfreudigkeit als auf verstärkte Aktivitäten der Komitees zurückzuführen ist.

Das System, nach dem das Deutsche Komitee Gelder für das Internationale Programm aufbringt, unterscheidet sich grundsätzlich von dem anderer National-Komitees. Angesichts der verständlichen Antipathie gegen Sammelbüchsen hat das Deutsche Komitee das Schwergewicht vorwiegend darauf gelegt, aus den Veranstaltungen der örtlichen Komitees Überschüsse zu erzielen und diese dem Internationalen Generalsekretariat zuzuführen. So tragen die an den Veranstaltungen teilnehmenden Studenten durch die Zahlung des Eintrittspreises zu dem Aufkommen bei. Demgegenüber bitten die meisten ausländischen National-Komitees die Studenten um eine direkte Spende, ohne eine „Gegenleistung“ — etwa in Form eines National-Abends oder eines Balles — dafür anzubieten. Sie werden dabei von den jeweiligen studentischen Nationalverbänden, also dem Verband Deutscher Studentenschaften entsprechenden Organisationen unterstützt. Der Widerhall ist fast immer gut, besonders dann, wenn die Studenten durch ein Referat bei einer Fakultätsversammlung oder einer ähnlichen Gelegenheit auf die Arbeit des WUS hingewiesen worden sind. Die Not der Studenten in anderen Ländern allein veranlaßt unsere amerikanischen, englischen, kanadischen Kommilitonen, im Rahmen des ihnen Möglichen einen freiwilligen Beitrag zur Beseitigung der größten Mißstände zu leisten.

Ein solcher Appell würde an den deutschen Universitäten wahrscheinlich nur ein geringes Echo finden. Dies scheint aus zwei Gründen verständlich. Zum einen ist, wie mit Recht immer wieder betont wird, die finanzielle Situation der meisten deutschen Studenten so schlecht, daß auch das kleinste finanzielle Opfer keinen Platz mehr in dem kärglichen Monats-Budget finden würde. Zum anderen ist uns die Not der ostdeutschen Studenten näher als die der indischen oder indonesischen Studenten. Aber das letzte Argument verliert angesichts der Tatsache an Bedeutung, daß auch die zugunsten dieser Studenten veranstaltete Solidaritäts-Sammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften nicht die Ergebnisse hat, die man eigentlich von ihr erwarten sollte. So liegt, um das allerdings extremste Beispiel herauszugreifen, das Ergebnis der Solidaritäts-Sammlung an der Universität Bonn im Wintersemester 1955/56 mit 1300 DM weit unter dem Ergebnis der Sammelaktionen des WUS-Komitees Bonn im gleichen Zeitraum mit 3500 DM. Hierbei ist jedoch wiederum darauf hinzuweisen, daß der größte Teil der durch den WUS aufgebrauchten Gelder nicht aus Spenden, sondern aus Veranstaltungüberschüssen stammt.

Diese Überlegungen zwingen zu dem Schluß, daß neben der finanziellen Situation noch ein weiterer Grund für das letztlich unbefriedigende Aufkommen sowohl der Solidaritäts-Sammlung wie der WUS-Sammelaktionen gegeben ist: die Vergeßlichkeit.

Häufig ist bei den verschiedensten Gelegenheiten und von den verschiedensten Gremien oder Persönlichkeiten darauf hingewiesen worden, daß wir selbst die Not im eigenen Lande zu vergessen und uns ihr gegenüber zu verschließen scheinen. Erst vor kurzem ist bekannt geworden, daß die Resonanz auf den Aufruf, Berliner Kinder während der Ferien in Familien aufzunehmen, im Ausland relativ größer war als in der Bundesrepublik. Sicherlich beruht das nicht auf bösem Willen, sondern auf der oft gerügten Nachlässigkeit und Vergeßlichkeit. Ähnliches trifft auch für den Umstand zu, daß unser Anliegen, ausländischen Studenten zu helfen und damit Dank für die uns nach dem Kriege von ausländischen Studenten gewährte Hilfe abzustatten, häufig taube Ohren begegnet. Viele haben vergessen, daß zahllose deutsche Studenten nach dem Kriege nur deshalb studieren konnten, weil Spenden ausländischer Studenten ihnen ein Existenzminimum gewährten. Viele Universitäten konnten



95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 — In Apotheken und Drogerien

sich die ersten notwendigen Lehr- und Hilfsmittel nur mit ausländischer Hilfe beschaffen. Einen nennenswerten Anteil daran hatten ausländische WUS-Komitees, insbesondere das amerikanische. Allein im Jahre 1951, als die größte Not also schon behoben war, überwies amerikanische Komitees 5 deutschen Universitäten noch 45 000 DM. Es sollte uns gelingen, uns selbst und die gesamte heutige Studiengeneration hieran zu erinnern, damit wir alle mehr als bisher wirkliche Hilfe für diejenigen leisten, deren Studienbedingungen ähnlich unzulänglich sind wie die an den deutschen Universitäten und Hochschulen in den Jahren 1945—1948. E. B.

Braunschweig: Auf einer Sitzung der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Braunschweig wurde über die Verwendung von Geldern entschieden, die der Gemeinschaft vom Bund und den Ländern — außerdem der Wirtschaft — zur Förderung der Forschung übergeben werden. 250 Einzelanträge deutscher Forscher wurden mit einem Betrag von einviertel Millionen Deutschen Mark bedacht. Für das Schwerpunktprogramm der deutschen Forschung wurden 3,5 Millionen DM bereitgestellt. Dieses umfaßt die Virus- und Holzforschung, die Fotochemie, die Thermodynamik, die Biochemie, die Atomphysik, die Arbeiten für das internationale geophysikalische Jahr und die Vorbereitung einer internationalen Grönlandexpedition im Jahre 1957. (DISKUS/dpa)

Erlangen: Zum neuen Rektor der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen ist der ordentliche Professor für historische Theologie, Walther von Loehwenich, gewählt worden. (DISKUS/UP)

Frankfurt: Professor Boris Rajewski ist zum Mitglied des wissenschaftlichen Beirates im Deutschen Zentralausschuß für Krebsforschung und Krebsbekämpfung ernannt worden. Außerdem zum Vizepräsidenten des „Comité Internationale de Photobiologie“ und zum Ehrenmitglied der „Societa Italiana di Radiologia Medicina“, Turin. (DISKUS/Eigenmeldung)

Blick ins Ausland

Argentinien: Mit dem Rücktritt des Erziehungsministers und der staatlichen Kontrolleure der Universitäten endeten wiederholte Studentenunruhen, die kürzlich in Buenos Aires ausgebrochen waren. Grund für die Unruhen war der Widerstand, den ein Erlaß des Ministeriums fand, demzufolge die Gründung von privaten Universitäten erlaubt sein sollte. Sowohl die Gegner als auch die Befürworter des Erlasses (hauptsächlich katholische Studenten) veranstalteten Demonstrationen, um die Abschaffung bzw. die Beibehaltung der Verordnung zu fordern. Dabei kam es zu Zwischenfällen, die den Minister bewegten, seinen Rücktritt anzubieten. Die staatlichen Kontrolleure bei den Universitäten, die sich dem Erlaß widersetzen, traten ebenfalls zurück. (DISKUS/Información Católica Ibero-Americana)

Brasilien: Gegen die beabsichtigte Erhöhung der Straßenbahnfahrpreise demonstrierten Ende Mai Tausende von Studenten in Rio de Janeiro. Die Studenten bauten auf den Bahngeleisen Tische auf und spielten Schach und Karten, so daß der gesamte Verkehr unterbrochen wurde. Zu schweren Zwischenfällen kam es dann, als die Polizei mit Gummiknüppeln und Tränengas gegen die Demonstranten vorging. Im Verlauf der Tätlichkeiten wurden mehr als 35 Personen verletzt, mehrere Hundert Straßenbahnwagen erlitten schwere Beschädigungen. Nachdem auf Anordnung des Staatspräsidenten Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung und des Verkehrs nach Rio beordert worden war, beschlossen die Studenten, so lange in den Streik zu treten, bis die Fahrpreiserhöhungen rückgängig gemacht werden. (DISKUS/United Press)

England: Eine vom „News Bulletin“ in Manchester durchgeführte Befragung von 100 Studenten ergab, daß 70 % der Studenten Raucher sind mit einem durchschnittlichen Konsum von 45 Zigaretten pro Woche. Einige gaben weniger als 10 Zigaretten als Durchschnittsration an, während andere auf 200 Zigaretten wöchentlich kommen. Von den 30 % Nicht-Zigarettenrauchern erklärten 6 %, sie rauchen Pfeife, so daß nur 24 % der Studentenschaft als völlige Nichtraucher übrigbleiben. Viele Studenten würden mehr rauchen, wenn Zigaretten und Tabak billiger wären. Bezüglich etwaiger Angst vor Lungenkrebs scheinen die Studenten im allgemeinen der Ansicht zu sein, daß eine Verbindung zwischen Lungenkrebs und Rauchen nicht bewiesen sei. (DISKUS/News Bulletin, Manchester)

Indien: Im Einvernehmen mit der Regierung des Staates Bombay beschloß die indische Regierung, Studenten aus der portugiesischen Kolonie Goa die Möglichkeit zu geben, ihr Studium in Indien fortzusetzen. Es wurde Vorsorge getroffen, daß die Schüler in Goa über die ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten informiert werden. Seit der Sperrung der Grenzen zwischen Indien und Goa und der Schließung des indischen Konsulats in Goa im letzten Jahr konnten Einwohner von Goa nicht mehr zum Studium nach Indien kommen. (DISKUS/ASNS, Jodhpur)

Spanien: In einem weiteren Studentenprozeß wurden in Madrid vier spanische liberale Studenten zu Strafen von einem Jahr Gefängnis und 25 000 Pesos verurteilt. Manuel Fernandez Montesinos, ein Neffe des berühmten, während des Bürgerkrieges ermordeten Dichters Garcia Lorca, Francisco Ustello Garcia, ein Neffe des ermordeten Monarchistenführers José Calco Sotelo, Pablo Sanchez Bonmurti und José Maria Fernandez Gonzales wurden staatsfeindlicher Propaganda beschuldigt. Die Studenten hatten an der Februarrevolte in der Madrider Universität teilgenommen, wo es zwischen der Studentenschaft und einer Minderheit falangistischer Studenten zu Zusammenstößen gekommen war. Sie gaben zu, Flugblätter verteilt und andere Versuche zur Wiedereinführung der akademischen Freiheit gemacht zu haben. (DISKUS/Studentenspiegel)

USA: Die Zahl der indianischen Jugendlichen, die Colleges oder andere höhere Lehranstalten besuchen, ist ständig im Wachsen begriffen, gab der Beauftragte für indianische Angelegenheiten bei der Bundesregierung in Washington, Glenn L. Emmons, kürzlich bekannt. Die Anzahl derjenigen Indianerstudenten überall im Lande, die eine akademische Berufsausbildung erhalten, beträgt nach den Ergebnissen einer Umfrage 2300. Das sind zwei Drittel mehr als vor 20 Jahren; die indianische Gesamtbevölkerung zählte nach einer im Jahre 1950 durchgeführten Erhebung 343 410 Personen. Den jungen Indianern stehen vielerlei Ausbildungsbeihilfen zur Verfügung. Manche Stipendien werden von ihren Stammesangehörigen (die Stämme sind manchmal recht wohlhabend) aufgebracht; auch Kirchen- und Wohlfahrtsorganisationen, die Einzelstaaten und das Amt für indianische Angelegenheiten, das dem Innenministerium der Bundesregierung untersteht, sorgen für Studentenbeihilfen. (Amerika-Dienst)

Neue biologische Forschungsstätte

Frankfurt. In Anwesenheit des hessischen Ministerpräsidenten Zinn und Vertretern des Landtages und Kultusministeriums sowie der Stadt Frankfurt vollzog sich am 25. Juni die Übernahme der neuerbauten biologischen Institute durch den Rektor der Frankfurter Universität, Professor Coing. Er dankte allen Beteiligten für ihr Werk, das im Rahmen der Bemühungen entstanden sei, die wissenschaftlichen Forschungsstätten der Bundesrepublik auf den Stand der Zeit zu bringen. Den Festvortrag hielt Professor Max Hartmann, Tübingen, über das Thema „Die Entwicklung der Vererbungswissenschaft im 20. Jahrhundert und deren Bedeutung für die allgemeine Biologie“. Mit einer Besichtigung der neuen Institutsräume endete die Einweihung.

Unter dem Beifall der Anwesenden überreichte der leitende Architekt Kramer dem Direktor des Zoologischen Institutes, Professor Giersberg, die Schlüssel. In einer kurzen Ansprache verteidigte er zuvor seine neue, eigenwillige Bauweise gegen Klischeebilder einer „allzu billigen Symmetrie“. Wie in der Natur wäre hier eine Schönheit entstanden, die die Form ganz im Zweck aufgehen läßt. In erster Linie sei Rücksicht auf die Wünsche der Forscher genommen worden. Die Gebäude sind flexibel gebaut und mit ihren Mauern jederzeit ohne große architektonische Schwierigkeiten neuen Wünschen anzupassen. So liegt auch die Installation offen — je nach Wasser, Gas oder Druckluft verschiedenfarbig gekennzeichnet. Damit entsteht eine saubere, kühle Sachlichkeit — gleich, ob es sich um die Präparatur des Zoologischen Institutes oder um den Strahlungsraum im Kellergeschoß handelt. Im letzten werden z. B. tierische Organismen auf ihre Reaktion gegen grelles Zenonlicht untersucht, das etwa intensiver Sonnenstrahlung entspricht. Wie die Besichtigung ergab, ist der Einzug natürlich noch nicht ganz abgeschlossen. Dennoch vermittelte sie schon ein vielseitiges Bild von den Aufgaben, die den Forschern hier gestellt sind.

Mit den neuen Gebäuden hätten nun endlich die Botanik, Zoologie, Mikro-Biologie und Anthropologie den ihnen gemäßen Platz innerhalb der Frankfurter Universität gefunden. Dies wolle man nicht nur dankbar als ein Glück der Gegenwart ansehen, sagte Professor Giersberg am Ende seiner Ansprache, sondern zugleich als Verpflichtung für die Zukunft. -hkh-

Deutschlandnachrichten

Freiburg: Die Universität Freiburg hat schon jetzt ihren Rektor für das Studienjahr 57/58 gewählt. Die Wahl fiel auf Professor Gerd Tellenbach, Ordinarius für Geschichte, der bereits 1949/50 Rektor war. Die ungewöhnlich frühe Wahl findet ihren Grund in der 500-Jahrfeier, die die Freiburger Universität in genau einem Jahr begeht. Um die Vorbereitungen zu diesem festlichen Akt zu erleichtern, können der jetzige Rektor und sein nominierter Nachfolger schon jetzt gemeinsam ans Werk gehen. (DISKUS/dpa)

Freiburg: Das Extraordinariat für Atomphysik an der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät der Universität Freiburg ist jetzt durch den außerplanmäßigen Professor Dr. Theodor Schmidt besetzt worden. Professor Schmidt, der früher Dozent in Greifswald war, kehrte erst vor einem Jahr aus der Sowjetunion nach Deutschland zurück. (DISKUS/dpa)

Freiburg: Eine Delegation von 40 Studenten und 12 Professoren der französischen Universität Grenoble besuchte Ende Juni die Universität Freiburg. Aus diesem Anlaß fand eine „Universitätswoche Freiburg—Grenoble“ statt, die mit einem großen Universitätsball ihren Abschluß fand. (DISKUS/Studentenspiegel)

Halle: Die ersten vier Bände der von Professor K. N. Schneider (Halle) und Professor Dr. Rudolf Steglich (Erlangen) besorgten gesamtdeutschen „Hallischen Händelausgabe“ liegen jetzt vor. Sie wurden auf der Festsitzung zur Eröffnung der Händelfestspiele 1956 in Halle an verschiedene deutsche und ausländische Persönlichkeiten übergeben, die sich um das Werk des Komponisten verdient gemacht haben. Unter ihnen sind der englische Händelforscher William Charles Smith und der Generalmusikdirektor des Landestheaters Halle, Horst Tanu-Margraf. (DISKUS/dpa)

Leipzig: Professor Theodor Frings, der Direktor des Germanistischen Instituts der Universität Leipzig, ist von der österreichischen Akademie der Wissenschaften zum Ehrenmitglied ernannt worden. Professor Frings ist Nationalpreisträger und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin. (DISKUS/dpa)

Münster: „Gesetzlicher Schutz gegen den Mißbrauch der Berufsbezeichnung des Ingenieurs“, „Anpassung der Ingenieursausbildung an den Stand der modernen Technik“ und großzügigere Begabtenförderung waren die Hauptforderungen, die der Studentenverband Deutscher Ingenieurschulen auf seiner diesjährigen Hauptversammlung aufstellte. Auf der in Münster abgehaltenen Tagung brachten die Delegierten von 30 000 deutschen Ingenieurstudenten in einem Brief an die Konferenz der Ministerpräsidenten ihre Genugtuung darüber zum Ausdruck, daß dem Problem des Ingenieurwachstums endlich die nötige Aufmerksamkeit gewidmet werde. (DISKUS/Studentenspiegel)

Wiesbaden: Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft hat im Jahre 1955/56 für wissenschaftliche Preise und Preisausgaben im Rahmen seiner Förderbestrebungen für den wissenschaftlichen Nachwuchs 100 000 DM zur Verfügung gestellt. (DISKUS/FAZ)

Internationale Organisationen

Die diesjährige Generalversammlung der FIANEI (Internationale Vereinigung der Ingenieurstudenten) fand Anfang April in Delf (Holland) statt. Neu aufgenommen wurden Deutschland und die Schweiz. Ferner wurde beschlossen, die Möglichkeit zur Gründung eines Koordinierungsekretariates der internationalen Fakultätsvereinigungen zu untersuchen. Die Nationalkomitees wurden angewiesen, Material über die Aufnahme von ausländischen Praktikanten zu sammeln; das deutsche Komitee erhielt den Auftrag, die Möglichkeit der Herausgabe einer Zeitschrift der FIANEI zu prüfen. Ein ständiges Sekretariat der FIANEI mit rein administrativen Funktionen wird künftig seinen Sitz in Paris haben. (Boletim da A.E.I.S.T., Lissabon)

Der Student und die Gesellschaft

Das Problem aus österreichischer Sicht

„Warten Sie bitte noch einen Augenblick, ich habe etwas für Sie. Ich wäre sehr froh, wenn Sie die Zeit aufbringen könnten hinzufahren.“ — Dann hielt ich die Einladung zum 4. Deutschen Studententag, der vom 3. bis zum 6. Mai in Hamburg stattfinden sollte, in Händen. Der Weg vom Erhalt einer solchen Einladung bis zur Abfahrt des Zuges ist in Österreich weit und mühsam. Es ist gar nicht einfach, als Vertretung einer Studentenzeitung, die mit finanziellen Mitteln nicht allzu reichlich gesegnet ist, das nötige Geld für eine derartige Reise aufzutreiben. Mit einiger Hartnäckigkeit und vielen freundlichen Worten, gelangte ich im letzten Augenblick doch noch an mein Ziel, das da hieß ein Billet aller — retour, Wien—Hamburg. Voller Erwartungen und ein wenig stolz über den Sieg, den ich über den Amtsschimmel und die Bürokratie errungen hatte, stieg ich am 1. Mai in den Kurswagen Wien—Hamburg. Die Reise dauerte 22 Stunden. Die Abteile waren überfüllt. Das Wetter war schlecht, so daß man von der Landschaft, die draußen vorbeiflog nur einen grauen, nebligen Eindruck bekam.

Erster Abend: Empfang aller ausländischen Gäste. Schon diese Stunden führten mich in die äußerst aufgeschlossene Atmosphäre des Hamburger Studententages ein. Vertreter von mehr als 12 Nationen versammelten sich bei Sandwiches und Vermouth in den Empfangsräumen des Hotels, und alle brachten den Willen zu einer gemeinsamen Idee mit. Österreich ist ein Boden auf dem seit Jahrhunderten Ost und West ineinander übergehen. Unter Habsburgs Krone vermischten sich viele Völker unter dem einenden Namen Österreich-Ungarn. Das Reich zerfiel, übrig blieb ein kleiner Streifen Landes, ein kleines Volk, das die Erbmassen vieler Nationen in sich trug. Die Ära des „tausendjährigen Reiches“ brach an, der Krieg, die Besetzung durch die vier Großmächte, bis dann der Tag kam, an dem Österreich wieder seine volle Freiheit und Souveränität erlangte. Die internationalen Beziehungen zu dem neuerstandenen, freien Österreich wurden lebhafter, und der Österreicher selbst suchte in verstärktem Maß, die Verbindungen zu den anderen europäischen Staaten zu intensivieren. So hatten, zum ersten Male seit der Unterzeichnung des Staatsvertrages, österreichische Studenten die Möglichkeit mit deutschen Kollegen und den Vertretern anderer Staaten Europas, gemeinsame Probleme zu diskutieren.

Auf die Frage, die der 4. Deutsche Studententag seinen Teilnehmern stellte: „Wird die Gesellschaft den Studenten gerecht?“ war die Antwort: Nein. Dieses vielschichtige Nein, das aus allen Vorträgen sprach und Ergebnis aller Diskussionen war, rührte nicht nur an Fragen der deutschen, sondern in gleichem Maße auch der österreichischen Gesellschaftsordnung. Während der vier Tage in Hamburg hörte ich immer wieder Schlagworte, mit denen die Referenten und Diskussionsredner den Zustand unserer Gesellschaft und die Eigengesetzlichkeit unserer Situationen an der Wende zu einer neuen Zeit zu charakterisieren suchten: Arbeitsteilung — eine neue industrielle Revolution — Atomzeitalter — Automatisierung des Lebens — Mechanisierung des Denkens. Diese Schlagworte bergen auf der einen Seite die Hoffnung für einen allgemeinen Wohlstand, für genügend Freizeit, für einen Wohlfahrtsstaat in sich, aber auf der anderen Seite erwachsen aus ihnen unabsehbare Gefahren, die in rein menschlichen Bezirken liegen — Vereinzelung, Kontaktlosigkeit, Ermattung. Und was nützt uns letzten Endes aller technischer Fortschritt, wenn wir nicht einmal imstande sind, eine Brücke zu bauen zwischen Mensch und Mensch — zwischen Ideologie und Ideologie — zwischen Ost und West? —

Diese Probleme sind innig mit der Situation der Studentenschaft verbunden. Aber in den Vorträgen und Diskussionen wurde als Grundlage einer Weiterentwicklung der deutschen Hochschulen die Frage aufgeworfen, ob das nunmehr 150jährige Humboldtsche Universitätsideal den Forderungen des 20. Jahrhunderts gerecht werde. — Die Universitäten haben sich, wie uns das täglich gegenübertritt, unter dem Motto dieses zweifellos überalterten Idealbildes zu Fachschulen entwickelt. Daß weder die Universität Humboldtscher Prägung, noch die „Fachschule mit Promotionsrecht“ unserer Zeit genügen kann, liegt auf der Hand. Die österreichischen Hochschulen haben den Vorteil — das Ausmaß des Vorteils wagt man zwar manchmal in Frage zu stellen — staatliche Anstalten zu sein, und nicht Privatanstalten, in denen zum Großteil noch das Gewohnheitsrecht regiert. Unsere Professoren sind Staatsangestellte mit schlechtem Gehalt und Pensionsberechtigung. Die „Österreichische Hochschülerchaft“ ist die Standes- und Interessenvertretung der Studenten gegenüber der Hochschule und der Öffentlichkeit und hat als solche ein Mitspracherecht in allen legislativen Fragen. Unser Lehr- und Prüfungsplan weist jedoch dieselben Mängel und Unzulänglichkeiten auf, wie der deutsche. Auch an den österreichischen Hochschulen wird nicht der sozialverbundene

Mensch herangebildet, der die Verantwortung für seine Gemeinschaft trägt. Die Prüfungen sind auch hier nicht auf das Denken, sondern auf die Fähigkeit Probleme zu sehen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen, abgestellt, sondern rein auf das Reproduzieren eines enormen Wissensstoffes. Ob der seit 1945 nicht mehr verstummende Ruf nach einer wirklich durchgreifenden Hochschulreform je gehört werden wird?

Der Grund, daß die Öffentlichkeit den Studenten übersieht, und so geringen Anteil an seinen Problemen nimmt, liegt darin, daß die Hochschule in der Gesellschaftsstruktur nicht mehr verwurzelt ist. Spezialisten jedoch sind keine Akademiker, und diese heranzubilden wäre Sache der Hochschulen. Unsere Gesellschaft braucht wahre Akademiker, „Menschen, die eine soziale Verantwortung tragen wollen, die Wertentscheidungen treffen können, die die Probleme unserer Zeit zu bewältigen imstande und bewußte Funktionsträger der Gesellschaft sind.“ —

Hat der Hamburger Studententag auch kein Programm für eine Hochschulreform ausgearbeitet, so wurden doch einige Wege aufgezeigt, wie die Hochschule in Zukunft ihre Aufgaben und Pflichten gegenüber der Gesellschaft besser erfüllen kann.

Hamburg — mit seiner weltoffenen und weltweiten Atmosphäre war sicherlich der geeignete Ort, für die Diskussion aller dieser Probleme. Die Stadt zeigte sich seinen jungen Gästen von der besten und schönsten Seite, Sonnenschein und blauer Him-

Entzauberung des religiösen Phänomens?

„Wir unterscheiden drei Satzarten: den Aussagesatz, den Befehlsatz, den Fragesatz. Eine Aussage ist geschlossen, ein Befehl bindend, die Frage aber ist offen. Damit läßt sie die Entscheidung offen. Das ist ihre Größe und Schwierigkeit. Der Grad ihrer Verwirklichung zeigt zugleich den Grad der herrschenden Freiheit an. Diktaturen lieben darum den Befehl und meiden das Risiko der Frage; denn es rührt an ihre Wurzeln.“

Zwei Formen kirchlicher Lebensäußerung sind seit dem letzten Kriegsende bei den evangelischen Christen in Ost und West immer mehr in den Mittelpunkt gerückt: die Akademien und der Kirchentag. Akademietagungen kennen wir von Arnoldshain her. Einen Kirchentag haben wir in diesem Jahr in Frankfurt zu erwarten. In diesem Jahr war es auch, daß die Evangelische Akademie Hessens ihren 10. Jahrestag beging. Aus diesen beiden Anlässen, von denen der eine schon hinter uns und der andere noch vor uns liegt, wollen wir über das Verhältnis von Kirche und Gesellschaft heute reflektieren. Da wir Deutschen die Einschränkungen lieben, betonen wir gleich, daß es vom Standpunkt des Laien aus geschieht. Vorausgesetzt, daß man den „Laien“ nicht von vornherein als überflüssig abtut, sondern auch aus seiner unbefangeneren Betrachtungsweise Schlüsse glaubt ziehen zu können.



Zu Beginn haben wir die in diesem Zusammenhang zunächst abwegig erscheinende Grammatik über die Farge der Freiheit und die Freiheit zum Fragen ins Spiel gebracht. Die Anregung dazu stammt aus Arnoldshain. Hier ist tatsächlich der springende Punkt: der Grad, inwieweit sich der Wille, Fragen zu stellen, in Staaten und Gruppen durchsetzt, ist zugleich der Maßstab für die Freiheit, die in ihnen herrscht. Wir glauben, der Akademie am besten gerecht zu werden, wenn wir zeigen, warum es nach unserer Ansicht bei ihr geht. Für uns war beim Besuch der Wochenendstudententagungen der Studentengemeinde immer wieder jene Unbefangenheit gegenüber dem herkömmlichen kirchlichen Traditionalismus überraschend, mit der hier gesprochen wurde. Daß dies in der Kirche möglich ist, ist der Beweis dafür, daß sie aus den Zeichen der Zeit gelernt hat. Wenn man sich heute verdeutlicht, welche gesellschaftlichen Änderungen, die eine weitgehende Humanisierung der menschlichen Beziehungen herbeigeführt haben, nicht zuletzt von denen durchgesetzt wurden, die jahrzehntelang von der Kirche wegen ihrer atheistischen, folglich „unsittlichen“ Doktrinen bekämpft wurden, dann leuchtet auch ein, daß sich heute führende und einsichtige Kirchenmänner bemühen, hier den richtigen Standort zu finden, der auf der Höhe der Zeit ist. Dafür sind die Akademien die rechte Plattform.

Die Akademien wenden sich an alle und gehen in die Breite der menschlichen Gesellschaft ohne soziales oder ideologisches Ressentiment. Damit droht die Tiefe des Bekenntnisses verloren zu gehen. Aber keine Entscheidung ist ohne Risiko. Die Tiefe gerade der Abgründe, die durch die Bindung der Kirche an die herrschenden Kräfte des letzten Jahrhunderts — Adel und Bourgeoisie — heraufbeschworen wurden, sollte uns warnen, über dem neuen Problem die alte Gefahr zu vergessen. Würde die Kirche von vornherein an dem sicher äußerst schwierig zu bewältigenden Problem, wie man ohne Verlust der Tiefe in die Breite ausstrahlen kann, verzweifeln, würde sie sich selbst aufgeben. Gerade, indem sie die Freiheit der Entscheidung offenläßt in einer Zeit, die von Befangenheit und Rückversicherung lebt, bricht sie aus der Restauration aus. Als Beispiel mag die Tatsache dienen, daß wesentliche Beiträge in der Auseinandersetzung mit Marx gerade von Theologen geliefert werden. Wir denken an den Tübinger Band „Marxismusstudien“, der ein ausgezeichnetes Marx-Verständnis der Theologen verrät. Zugleich werden auch durchaus richtige Erkenntnisse der anderen Position aufgenommen und nicht wie sonst mit doktrinärem Befangenheit in Bausch und Bogen abgelehnt. Dabei droht uns, in unserer Unbefangenheit die Gefahr, Kirche gleich Akademie zu setzen. Wir übersehen nicht, ob die Akademie nur eine Kraft unter vielen, möglicherweise einander entgegengesetzten, in der Kirche ist oder

mel, sternhelle Nächte begleiteten alle Veranstaltungen. Das gute Wetter blieb auch der 8. ordentlichen Mitgliederversammlung, die anschließend in dem Ostseebad Grömitz abgehalten wurde, treu. Der Vorstand des Verbandes deutscher Studentenschaften lud auch dazu die ausländischen Vertreter ein. Viele der Probleme, die in Hamburg aufgerollt wurden, wurden auch hier von den Delegierten der 57 Hochschulen der Bundesrepublik und Westberlins diskutiert. Die Hauptaufgabe des VDS für das kommende Jahr wird die Verwirklichung eines umfassenden Sozialprogrammes sein. Nach den Rechenschaftsberichten der einzelnen Referenten wurde die Wahl des neuen Vorstandes vorgenommen. Vor Wahlen wird immer und überall viel zu viel gesprochen. Die Personaldebatten gleiten auf der ganzen Welt auf die detailliertesten Fragen ab. Der Rahmen des ganzen Geschehens war jedoch so schön, daß man das zeitweilige Abgleiten in Banalitäten und kleinliche Spiegelfechtereien übersehen konnte.

Mehr als zehn Tage verbrachte ich so im Kreise deutscher Kollegen und von Vertretern anderer europäischer Staaten. Auf der langen Rückreise hatte ich genügend Zeit, noch einmal alles zu überdenken — und die negative Antwort auf die Frage „Wird die Gesellschaft dem Studenten gerecht?“ — schien mir eine ernste Mahnung an die Gesellschaft weit über die Grenzen der deutschen Bundesrepublik hinaus zu sein. Im Interesse einer gesicherten Zukunft sollte der Staat, sollte die Wirtschaft, sollte die Gesellschaft die Forderungen der Studentenschaft hören. — Ob erwünscht oder unerwünscht — die Studenten bilden ein Glied in der Gesellschaft — und jede Kette ist so stark wie ihr schwächstes Glied.

Dolores M. Raudaschl

ob sie gültig für den Geist des Ganzen ist. Unabhängig von allem ist ihre Unbefangenheit wirklich erfrischend in einer Welt, die sich nur allzusehr ihre großen, alten Männer baut. Peinlich wird es allerdings, wenn die Lorbeerkränze Europas verdorren und die Mausoleen vom Personenkult gesäubert werden. Die Akademien weisen in eine andere Richtung.

Sie stellen nach unserer Ansicht den Versuch dar, mit den heutigen Mitteln der Soziologie den Zustand der Gesellschaft besser zu verstehen, soweit soziologische Probleme zur Debatte stehen. Damit ist das Postulat des tätigen Mitdenkens erfüllt, das uns wichtig erscheint und als unerläßliche Voraussetzung, um den Gegenüber in die eigenen Überlegungen einbeziehen zu können. Solange die Kritiker, die den neuen Phänomenen wie Akademie und Kirchentag schroff ablehnend gegenüberstehen, selbst nichts Besseres anzubieten haben, sondern sich in einen himmlischen Elfenbeinturm zurückziehen, können sie nicht erwarten, ernst genommen zu werden. In der Tat scheint sich die Theologie mit der Reduzierung der Glaubensinhalte im Laufe der Zeit selbst von der Substanz her auszuhöhlen. Dies ist die eine Seite, die in der Ontologisierung zu theologischen Seinsverhalten statt empirischer Fakten durch Bultmann ihren äußersten Exponenten gefunden hat. Andererseits sucht die Theologie die Kriterien ihrer Existenz nicht mehr ausschließlich bei sich selbst. (Wie zu Zeiten, als die Philosophie noch die „ancilla Domini“ war.) Nein, sie sucht sich gerade auch den Bezugssystemen einzuordnen, deren Inhalt sie früher bestritten hat. Sie erkennt jetzt an, daß auch die Kirche mit den gesellschaftlichen Strukturen der Gesellschaft verwoben ist, durch deren Charakter sie entscheidend mitbestimmt wird.

Die Beziehung zwischen diesen Prozessen und dem Gegenstand der Religion ist tatsächlich eines der brennendsten Probleme, das heute zu bewältigen ist. Wir wünschen, daß es auch auf dem Kirchentag in Frankfurt die richtige Beachtung findet. Denn die scheinbare „Entzauberung“ des religiösen Phänomens ist für die Theologie von lebensentscheidendem Interesse. Die gänzlich Aufgeklärten halten die Religion schon jetzt mehr oder weniger für „Betrug“, dessen Notwendigkeit nur noch durch die Unvollkommenheit unserer jetzigen Gesellschaftsstufe begründet ist. Wenn nun die Gegenseite — die Theologie also — um so fester an jenseitigen Bezügen klebt, ohne sich dem Angriff zu stellen, dann spricht sie sich tatsächlich das Todesurteil. Der Kirchentag wird hoffentlich auch dieses Thema bewältigen. Wohl keine Institution hat in der gegenwärtigen Gesellschaft mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen wie die Kirche. In ihr spricht sich der Übergangscharakter unserer geistigen Situation besonders deutlich aus. Wie sie all diese Fragen in der Zukunft meistern wird, steht noch dahin. Daß diese Fragen als solche überhaupt erkannt werden, gibt uns Hoffnung.

Horst Helmut Kaiser

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triftsch - Düsseldorf - B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich!

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätsklinik

KUNSTHANDLUNG

Karl Vonderbank

VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche

Reproduktionen

Einrahmungen in eigener Werkstatt

Orient-Institut Frankfurt am Main

Es spricht:

Professor Dr. K. Menges

Columbia University, New York

über

Die Völker des Kaukasus

mit Lichtbildern

am 14. 7. 1956, pünktlich 18 Uhr im Senckenberg-Museum

Eintritt frei für die Mitglieder der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“ Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Instituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

Merton Street Dixieland

(Außerhalb redaktioneller Verantwortung)

Eine alte Stallaterne beleuchtet ein Pappschild: „Känguruh-Club Studentischer Tanztee“. Die Treppe herauf aus dem Keller geschoß locken Dixielandklänge. Man fühlt sich unwiderstehlich nach unten gezogen und folgt erwartungsvoll dem Tone, der die Musik macht. Ein Blick in Mensa III überrascht. Gedämpftes, farbiges Licht läßt den Raum als ein einziges Wesen erscheinen, dessen Pulsschlag vom Rhythmus eines Banjos bestimmt wird, während sein Herz mit den Klängen einer Dixieland-Band fühlt. Die Temperatur wird durch die Anzahl der Individuen und deren stete Bewegung hochgehalten. Coca-Cola wird verdunstet und läßt auch die Wände schwitzen. Doch heiße, sinnliche Musik, die gewisse Urtriebe erwecken könnte — ist verpönt. Man bemüht sich vielmehr um das Gemüt zu Gunsten netter Geselligkeit. Wer nicht tanzt, hört und sieht um so mehr, was manche bevorzugen. Es gibt weder Bedienung noch merkbare Regie. Man ist ganz unter sich, hat niemanden über sich, und wenn man jemanden neben sich hat, während andere tanzen, so ist dies wahrscheinlich keine Dame, bei Tanzbeginn schon vor sich haben, sonst hätte man sie nicht lange neben sich. Ja, die Kollegen sind auf Zack.



Mensa III wird sonntags immer mehr zum Treffpunkt all der Kommilitonen, die es nicht an die leider oft sehr zweifelhaften Orte des öffentlichen Vergnügens zieht. Wer gerne echte Musik hört und mit Gleichgesinnten einen netten Abend voller Schwung und Variationen verbringen möchte, ist herzlich eingeladen, den Kreis der Dixielandfreunde um seine Person zu bereichern. Man trifft sich jeden Sonntag von 19—23 Uhr.

Foto: Grün

Verfasser: c. t.

Von der Rektorenkonferenz

Der Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Prof. Dr. jur. Helmut Coing, wurde auf der XXXV. Westdeutschen Rektorenkonferenz in Hamburg zum Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz gewählt.

Hochschulnachrichten

Rechtswissenschaftliche Fakultät:

Prof. Dr. Heinrich Kronstein von der Georgetown University, Washington, wurde zum ordentlichen Professor ernannt unter Berufung auf das Ordinariat für Handels- und Wirtschaftsrecht, Bürgerliches Recht, Rechtsvergleichung und Internationales Privatrecht. Die Zugehörigkeit Professor Kronsteins zur Georgetown University in Washington bleibt aufrecht erhalten.

Medizinische Fakultät:

Priv.-Doz. Dr. Fritz Hollwich wurde zum außerplanmäßigen Professor ernannt.

Philosophische Fakultät:

Prof. Dr. Otto Vossler ist ein Ordinariat für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Heidelberg angeboten worden.

Priv. Doz. Dr. German Hafner, Universität Mainz, erhielt für das Sommersemester 1956 einen Lehrauftrag für das Fach „Klassische Archäologie“.

Frau fil. mag. Helli Cierwall aus Lund/Schweden, wurde für das Sommersemester 1956 mit der Wahrnehmung der Dienstgeschäfte des außerplanmäßigen Lektorats für „Schwedisch“ beauftragt.

Naturwissenschaftliche Fakultät

Prof. Dr. Dr. Dr. Boris Rajewsky wurde zum Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats im Deutschen Zentralkomitee für Krebsbekämpfung und Krebsforschung, sowie zum Vizepräsidenten des Exekutivkomitees des Comité Internationale de Photobiologie und zum Ehrenmitglied der Societa Italiana di Radiologia Medica, Turin/Genua ernannt.

Prof. Dr. Reinhold Baer, z. Zt. Professor der Mathematik an der University of Illinois (USA) hat den an ihn ergangenen Ruf auf das neugeschaffene Ordinariat für Mathematik an der Universität Frankfurt angenommen.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste:

Sonntags, 8.30 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses.

Dienstags, 7.00 Uhr, Missa für Mediziner in der Rektoratskapelle des Städt. Krankenhauses Ludwig-Rehn-Straße 7.

Dienstags, 7.30 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Donnerstags, 19.15 Uhr, Abendmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Freitags, 7.00 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Offene Abende des Studentenpfarrers:

Jeweils freitags um 20.00 Uhr im Großen Klubraum des Studentenhauses.

Freitag, den 6. 7., „Christlicher Humor“

Freitag, den 13. 7., „Was heißt schon Überzeugung“

Freitag, den 20. 7., „Der Christ und der Jude“



Öffentlicher Vortrag:

Montag, den 2. 7., 20.00 Uhr, in der Aula der Universität „Es gibt viele Religionen...“, Dr. Otto Karrer, Luzern.

Arbeitskreise:

Montags, 19.15—20.00 Uhr, Studentische Glaubensschule in der Kapelle des Studentenhauses „Christliche Grundhaltungen“, P. Prof. Dr. O. von Nell-Breuning SJ.

Montags, 17.00—18.30 Uhr, Arbeitsgemeinschaft „Diamat“ im Internationalen Treffpunkt des Studentenhauses, Leitung: Hans Baumgartner.

genommen. Herr Prof. Baer ist gebürtiger Berliner. Er habilitierte sich in Frankfurt und Halle. Nach 1933 führte ihn sein Weg über die Universität Manchester, das Institute of Advanced Study, Princeton (USA), die Universität North Carolina (USA) nach Illinois, wo er seit 1938 eine ausgiebige Lehr- und Forschungstätigkeit entwickelte. Prof. Baer ist einer der angesehensten Vertreter der Gruppentheorie. Er wird seine Tätigkeit in Frankfurt voraussichtlich im Juli beginnen.

Prof. Dr. Paul Royen wurde zum Direktor des Instituts für Anorganische Chemie ernannt.

Dr. h. c. Friedrich Richter, Vorstand des Beilstein-Instituts, wurde zum Honorarprofessor ernannt.

Priv.-Doz. Dr. Hermann Muth wurde durch den Fachnormenausschuß Radiologie im Deutschen Normenausschuß als Mitglied in den Arbeitsausschuß „Radioaktivität“ berufen. Außerdem wurde er zum Vorsitzenden des neugegründeten Fachausschusses für Strahlenschutz in der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsschutz gewählt.

Prof. Dr. Siegfried Matthes, Universität Würzburg, erhielt einen Lehrauftrag für „Petrologie und Lagerstättenkunde“, Dr. Heinrich zur Strassen einen Lehrauftrag für „Physikalische Chemie der Silikate“.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät:

Prorektor Prof. Dr. Fritz Neumark ist ein Ordinariat für Volkswirtschaftslehre an der Universität Basel angeboten worden.

Emeritus Prof. Dr. phil. Dr. oec. h. c. Dr. der Handelswissenschaften ehrenhalber Josef Hellauer wurde zur Vollendung seines 85. Lebensjahres am 1. Juni 1956 geehrt durch Verleihung der Würde eines Dr. rer. pol. h. c. durch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Frankfurt am Main, durch Verleihung der Goetheplakette durch die Stadt Frankfurt am Main und durch Ernennung zum Ehrenvorsitzenden des Verbandes der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft.

Mittwoch, 20.00 Uhr, Mediziner-Kreis im Kl. Klubraum des Stud.-Hauses.

27. 6. „Schwangerschaftsunterbrechung, ärztliche Praxis und christliches Gewissen“, P. Prof. Dr. Hirschmann SJ.

11. 7. „Etwas Philosophie nützt auch dem Arzt“, Dr. Degkwitz.

Sprechstunden des Studentenpfarrers:

Dienstags und freitags 15.00 bis 18.00 Uhr im Sekretariat der Katholischen Studentengemeinde, Studentenheim, Zimmer 34.

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienste:

Jeden Sonntag 10 Uhr in der Kapelle des Studentenhauses.

Mi., 25. 7., 19.15 Uhr, Abendmahlsfeier zum Semesterschluß

Vorträge:

Mi., 4. 7., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:

Studentenpfarrer Dr. Böhme:

„Was hat die Ehe mit der Kirche zu tun?“

Mi., 18. 7., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:

Studentenpfarrer Dr. Böhme:

„Befehlen und Gehorchen“.

Sonstige Veranstaltungen:

Seminar: „Die evangelische Beichte“ (Leitung: Stud.-Pf. Dr. Böhme).

Mo., 9. 7., 19.30 Uhr, Kl. Klubraum des Studentenhauses:

„Die Praxis der Beichte“.

Diskussionsabende: im Kl. Klubraum des Studentenh., jeweils 19.30 Uhr:

Mo., 2. 7., „Wie werde ich ein Diskussionsleiter?“

Mo., 16. 7., „Wie bekomme ich Kontakt mit meinen Mitmenschen?“

Mi., 11. 7., 19.15 Uhr, Gr. Klubraum des Studentenhauses:

Studentenpfarrer Dr. Böhme:

„Der Studentenpfarrer antwortet“.

Klubabende: im Gr. Klubraum des Studentenhauses, jeweils 21 Uhr:

Mi., 4. 7.; 18. 7.

Kurrende: jeden Freitag 19.45 Uhr, Kapelle des Studentenhauses.

Sommerfest: Fr., 13. 7., 20 Uhr, im Restaurant „Heidelberger“,

Bockenheimer Landstraße 140.

Sommerfreizeit: 23. 8.—5. 9. in Königfeld (Schwarzwald)

(Anmeldungen im Sekretariat, Studentenheim, Zimmer 32).

Sprechstunden des Studentenpfarrers:

Mi., 17—19 Uhr, Studentenheim, Zimmer 32/33;

Sa., 10—12 Uhr, Reuterweg 34

sowie jederzeit nach Vereinbarung.

Dienststunden im Sekretariat:

(Studentenheim, Zimmer 32), werktags 9—12 Uhr.

Veranstaltungsfolge Universitätsfest 1956

Freitag, den 6. Juli 1956

11.00 Uhr c. t., Großer Clubraum des Studentenhauses

Eröffnung des Universitätsfestes durch S. Magnifizenz Herrn Prof. Dr. Coing und den 1. Vorsitzenden des Allg. Stud.-Ausschusses Herrn Erich Schmidt

Anschließend Eröffnung einer Ausstellung im Studentenheim von Bühnenbildentwürfen des Malers Josef Fenneker durch den Protektor des Studentenhauses Herrn Prof. Dr. Lehmann

Die Ausstellung befindet sich in den Gängen des Hauses und im großen Clubraum

14.00, 16.15, 18.30 und 21.00 Uhr, Festsaal des Studentenhauses

Filmvorführung durch das Filmstudio der Universität

Wahrscheinlich:

„Les belles de la nuit“ (Die Schönen der Nacht) von René Clair

20.00 Uhr, Palmengarten

Festball

Es spielt das Tanzorchester Erwin Lehn vom Süddeutschen Rundfunk

Eintritt 8,50 DM. Studenten 4,00 DM

Samstag, den 7. Juli 1956

11.00 Uhr, Festsaal des Studentenhauses

Einweihung des neuen Studentenwohnheimes an der Bockenheimer Warte

Festansprache: Walter Dirks

„Das studentische Gespräch in einer verwandelten Welt“

Anschließend Besichtigung des Neubaus

ab 16.00 bis 2.00 Uhr, in den Anlagen des Studentenhauses

Gartenfest: mit Tanz im Freien

Bei schlechtem Wetter im Studentenheim

Sonntag, den 8. Juli 1956

8.30 Uhr, Kapelle des Studentenhauses

Katholischer Festgottesdienst

Predigt: Studentenpfarrer Ottmar Dessauer

10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses

Evangelischer Festgottesdienst

Predigt: Studentenpfarrer Dr. Wolfgang Böhme

11.30 Uhr, Großer Clubraum des Studentenhauses

Schallplattenkonzert

Orff: Carmina Burana

19.30 Uhr, Markuskirche, Markgrafenstraße 14

(Nähe Bockenheimer Warte)

Bach-Kantatenabend

(öffentliche Hauptprobe zum Kirchentag)

Kantaten Nr. 6, 67 und 157

Ausführende:

Chor und Orchester der Frankfurter Universität, die Dillenburg Kantorei und namhafte Solisten

Leitung: Kantor Martin Lange

Unkostenbeitrag: 2,00 DM

Studenten erhalten Freikarten

20 Uhr, Festsaal des Studentenhauses

Premiere der Studiobühne:

„Was Ihr wollt“ von William Shakespeare

Inszenierung: Klaus Schlette

☆

Anlässlich des Universitätsfestes fallen sämtliche Vorlesungen am Freitag, dem 6. 7. und Sonnabend, dem 7. 7. 1956 aus. Eintrittskarten zu allen Veranstaltungen sind an der Pforte des Studentenhauses, Eingang Jügelstraße, in der Medizinischen Fachschaft und an den bekannten Vorverkaufsstellen erhältlich.

Röver "junior"
reinigt rasch u. preiswert

Die vorteilhafte Reinigungsaufsicherung für die Alltags-Kleidung

1 Kleid gereinigt

1 Sakko gereinigt DM 2,-

1 Hose gereinigt DM 1,70

1 Mantel gereinigt DM 4,50

(Regenmäntel einschl. imprägnieren)

Lieferzeit: 1 Tag
1.90 DM
2.40

Nächste Annahmestelle bei der Universität

Leipziger Str. 1, an der Bockenheimer Warte

Weitere Annahmen in allen Stadtteilen

Interregnum in Frankfurt

In diesem Semester ist seit dem Bestehen des Studentenparlaments das erstmal der Fall eingetreten, daß Wahl und Nachwahl in einer Fachschaft ungültig sind. Dieser Tatbestand sollte Anlaß genug sein, über die Situation unserer Vertretungskörperschaften nachzudenken. In erster Linie hätten das aber Parlament und Asta tun sollen.

Durch den Beschluß vom 20. 2. 56 hat das Wahlgericht, bestehend aus einem Professor des öffentlichen Rechts, einem vom Rektor ernannten Professor und einem Vertreter des Studentenparlaments, die Ungültigkeit der Wahl in der philosophischen Fachschaft wegen eines Verfahrensmangels festgestellt.

Die Nachwahl fand vom 14.—16. 5. 56 statt. Da die Neumatrikulierten nicht zur Wahl zugelassen worden waren, hat das Wahlgericht durch Beschluß vom 6. 6. 56 diese Nachwahl wegen eines Verstoßes gegen § 2 der Wahlordnung ebenfalls für ungültig erklärt.

Dieser Nachwahl kam noch eine besondere Bedeutung zu. Gemäß § 15 der Wahlordnung ist die Wahl in allen Fachschaften ungültig, wenn die Gesamtwahlbeteiligung unter 30 % bleibt. Da bei der Wahl am 15.—17. 2. diese Grenze gerade erreicht worden war, mußte die Nachwahl die Wahlbeteiligung vom Februar erreichen, wenn ein gültiges Wahlergebnis zustande kommen sollte. Bei der Nachwahl war die Beteiligung jedoch geringer, so daß die notwendigen 30 % nicht erreicht wurden.

Die Gültigkeit der Nachwahl hätte also die Ungültigkeit der Gesamtwahl bedeutet (§ 15 WO).

Der Einspruch, über den das Wahlgericht am 6. 6. 56 durch Beschluß entschieden hat, richtete sich in erster Linie gegen die Gültigkeit der ganzen Wahl. Das Gericht hat ihn insoweit als unbegründet zurückgewiesen. Aus der Entscheidung des Gerichts kann aber nicht gefolgert werden, die Wahl zum Studentenparlament sei also im übrigen auf Grund des Beschlusses gültig. Die Richter haben vielmehr die alte Weisheit beherzigt, daß in einer richterlichen Entscheidung „superfluentia nocent“, daher hatten sie keine Veranlassung, nachdem die Inzidentprüfung bereits die Ungültigkeit der Nachwahl ergeben hatte, Spekulationen über das Schicksal der Gesamtwahl anzustellen. Für die weitere Betrachtung ist von der Rechtslage auszugehen, wie sie der Beschluß des Gerichts festgestellt hat. Danach ist die Wahl zum Studentenparlament in der philosophischen Fachschaft noch nicht beendet. Gemäß § 19 der Wahlordnung findet die Nachwahl innerhalb von 30 nicht vorlesungsfreien Tagen nach der Rechtskraft der Entscheidung des Wahlgerichts statt.

Gemäß § 4 der Satzung werden die Parlamentsmitglieder von allen ordentlichen Studierenden in den Fachschaften gewählt, daraus folgt, daß das Parlament nicht ein Fachschaftskongreß, sondern ein unmittelbares Selbstverwaltungsorgan der Studentenschaft ist (§ 1 der Satzung).

Die Wahl muß also unbeschadet der technischen Abwicklung nach den Vorschriften der Satzung und der Wahlordnung als eine Einheit betrachtet werden (§§ 1, 4 der Satzung; §§ 2, 4, 8, 9, 15, 18 II der Wahlordnung).

Infolge der noch ausstehenden Nachwahl in der philosophischen Fachschaft ist die Wahl zum Studentenparlament für das SS 56 also noch nicht abgeschlossen. Bleibt diese Fachschaft bei dieser Nachwahl unter ihrer Wahlbeteiligung vom 15.—17. 2., so ist — Ordnungsmäßigkeit dieser Abstimmung vorausgesetzt — die Gesamtwahl ungültig.

Die Parlamentswahl SS 56 steht also noch unter der aufschiebenden Bedingung, daß die Nachwahl der Philosophen erstens gültig ist und zweitens eine Gesamtwertung von 30% ergibt. Daher kann der Wahlausschuß bis heute noch kein endgültiges Wahlergebnis feststellen (§§ 14, 15 WO). Diese Feststellung ist aber die notwendige Voraussetzung für eine wirksame Mandatsübernahme durch die neugewählten Vertreter.

Das sogenannte neue Parlament ist also noch nicht zur Vertretung der studentischen Interessen legitimiert. Damit erübrigt sich auch die Prüfung der Frage, ob die philosophische Fachschaft die studentische Vertretung retten kann, wenn sie auf die neu zu besetzenden Sitze im Parlament verzichtet. Eine solche Erklärung wäre auch unzulässig.

Da also das neue Parlament nicht zusammentreten kann, bleibt noch zu prüfen, ob das alte Parlament weiterhin zur Vertretung befugt ist. Daß es wegen ständiger Beschlußunfähigkeit den Asta des letzten Semesters noch nicht ent-

lastet hat, soll hier nicht erörtert werden. Die Tatsache allein kennzeichnet den Elan unserer freiwillig kandidierenden Vertreter.

Nach § 7 der Satzung verlängert sich die Amtszeit der Mitglieder des alten Parlamentes, insofern Umstände eintreten, „welche die Durchführung einer ordnungsgemäßen neuen Wahl unmöglich machen.“ Daß die von der Wahlordnung an Verfahrensverstöße oder die zwingende Vorschrift des § 19 WO geknüpften Rechtsfolgen nicht solche Umstände sind, liegt auf der Hand.

Unser „Gesetzgeber“ hat bei der Aufnahme des § 7 im Jahre 1951 zwar an Revolution und Naturkatastrophen gedacht, nicht aber an Unfähigkeit und Interesselosigkeit gegenüber den studentischen Selbstverwaltungsangelegenheiten.

Wenn es kein Parlament gibt, braucht wohl nicht mehr darauf hingewiesen zu werden, daß es dann auch keinen gem. § 23 der Satzung gewählten Asta geben kann.

Dieses Ergebnis unserer Betrachtung mag dem einen oder anderen trostlos scheinen. Vielleicht liegt aber in diesem Chaos die Chance eines neuen und glücklicheren Anfanges.

Da es kein Parlament gibt, erübrigt sich seine Auflösung. Ob im Juli noch ein arbeitsfähiges Parlament zustande kommt, darf wohl nach allen Erfahrungen bezweifelt werden.

Diejenigen, die die Arbeit in der studentischen Selbstverwaltung noch eines Opfers an Zeit und Bequemlichkeit wert halten, mögen den neuen Anfang wagen.

W. Völler Morgen

P. S. Daß es kein Mißverständnis gibt, das Universitätsfest findet trotzdem statt!

Leserzuschrift

Selbstverwaltung und Verantwortungsbewußtsein

Bedenklich stimmt den interessierten Beobachter die Entwicklung, die die studentische Selbstverwaltung in den letzten Semestern genommen hat. Aufgabe der studentischen Selbstverwaltung sollte die Wahrung der Interessen und die Mehrung des Einflusses der Studentenschaft in der Lösung der sie betreffenden Fragen gegenüber der Universität und der Öffentlichkeit sein. Betrachten wir kurz ihre geschichtliche Entwicklung.

Während der Zeit geistiger Knechtschaft im Nazi-Reich gab es zwar eine Vertretung der Studentenschaft, doch sie war von der Partei errichtet und besaß das Vertrauen der Studenten nur zu einem Teil. Ihr Ziel war bestimmt durch die Forderungen des damaligen Regimes, sie hatte dem akademischen Nachwuchs die herrschende Staatsideologie einzuhammern, der geistigen Führungsschicht der Zukunft einen Willen zu machen — wie Spranger sagt — den Willen, den die Partei vorschrieb. Dies änderte sich 1945. Man besann sich auf die Aufgaben, die Studenten als freie Bürger einer Universität haben, und richtete einen von allen Studierenden zu wählenden Asta ein. Veranlaßt durch manche sich hierbei ergebenden Schwierigkeiten schuf man hier in Frankfurt nachträglich noch ein Studentenparlament, das die Aufgaben der Legislative im Rahmen der studentischen Selbstverwaltung übernehmen sollte, während dem Asta die Exekutive vorbehalten blieb. Gekennzeichnet war diese Zeit in jedem Falle durch ein Interesse und die Mitarbeit aller Studierenden an den Problemen der Hochschule, die ja auch ihre ureigensten sind. Man war sich der besonders großen Verantwortung bewußt, die der Akademiker dank seiner Ausbildung im öffentlichen Leben hat. Man ließ es jedoch nicht nur bei Reden. Diese Einstellung fand ihren Ausdruck in zwei Gegebenheiten, einmal einer aktiven Mitarbeit vieler Studierenden an der Arbeit der studentischen Selbstverwaltung, indem sie sich z. B. zu einer Kandidatur bereit erklärten, ferner in einer hohen Wahlbeteiligung, zum anderen in einer wesentlichen Verstärkung des studentischen Einflusses auf allen Gebieten des akademischen Lebens. Die Studenten und ihre gewählten Vertreter wurden als ein ernstzunehmender Faktor von Universität und Öffentlichkeit gewürdigt. So berief man beispielsweise studentische Vertreter in die verantwortlichen Gremien des Studentenwerkes, man hörte die Stimme der Studentenschaft im Senat und wahrte ihre Interessen in der Studenzeitung. Daß zur Erzielung solcher Erfolge manch harte Kämpfe ausgefochten und von den Parlamentariern zeitliche und finanzielle Opfer gefordert wurden, liegt auf der Hand.

Wie die allgemeine Wahlbeteiligung, die Beschlußunfähigkeit des neuen Frankfurter Studentenparlamentes zu Beginn seiner Eröffnungssitzung und das qualitative Niveau der in diesen Kreisen in der letzten Zeit gepflegten Diskussionen zeigen, beginnt sich hier allmählich eine Wandlung abzuzeichnen. Ein Interesse an höheren, d. h. über das Fachstudium hinausgehenden Angelegenheiten des Hochschul- und öffentlichen Lebens scheint kaum mehr zu bestehen. Man geht in die Vorlesungen, arbeitet für sein Fach und pflegt seine Hobbies, aber für ein Studium generale und die Erörterung allgemeiner Fragen hat man keine

Zeit. Wen interessiert heute noch eine Diskussion über die Möglichkeiten eines vereinten Europas oder die Wiedergutmachung des Unrechtes der Nazi-Zeit, wer denkt an unsere Brüder und Schwestern, die unter einem System geistiger und physischer Unterdrückung im Osten leben? Dieser Wandel der geistigen Grundeinstellung der Studentenschaft in so kurzer Zeit sollte uns sehr zu denken geben; sollte er Vorbote einer weiteren Verarmung unserer Akademiker sein? Gerade als Akademiker haben wir die Aufgabe, unser moralisches Verantwortungsbewußtsein auf allen Gebieten des Lebens zum Ausdruck zu bringen. Dies gilt auch für die studentische Selbstverwaltung. Wie kann denn die Universität und die Öffentlichkeit unsere Meinung bei unseren Angelegenheiten, z. B. bei Fragen der Studien- und Prüfungsordnung oder der Wehrpflicht hören, wenn sich nicht einmal 30% der Studierenden an den Wahlen ihrer Vertreter beteiligen und diese es nicht für nötig finden, auf den Parlamentssitzungen überhaupt zu erscheinen? Wenn auch eine Reorganisation im Aufbau der studentischen Selbstverwaltung dringend geboten scheint, so entbindet uns dies nicht von unserer eigenen Verantwortung. Mir persönlich erscheint die Interesselosigkeit in Fragen der studentischen Selbstverwaltung nicht eine Ausnahmerscheinung, sondern charakteristisch für die Lage unserer heutigen Studentenschaft.

A. Mushake

Fiat iustitia . . .

Studentisches Leben vollzieht sich auf vielen Ebenen. Geographisch betrachtet. Und zwar von der Bockenheimer Warte her, über Naacher, Universitätscafé zum Studentenhauß, alles Orte, an denen man sich trifft, freundlich begrüßt, um dann seine eigenen Wege zu gehen. Des Juristen Wege führen meist, soweit er keine Vorlesungen hat, zum juristischen Seminar. Ursprünglich gedacht als Stätte ernster wissenschaftlicher Arbeit, hat sich dort im Lauf der Zeit eine Art römischen Thermenlebens entwickelt. Ständiges Kommen und Gehen fällt zuerst ins Auge. Durchschnittlich schlagen die diversen Türen 15mal pro Minute, was selbst bei größtmöglicher Vorsicht eine Art sonoren Unterton erzeugt, jeweils durch finales Klicken eindrucksvoll zu Ende gebracht. Ein Platz, und sei er noch so bescheiden, ist nach 10 Uhr nicht mehr zu erlangen. So irrt immer ein gutes Dutzend geplagter Juristen einher, mit Platzsuche beschäftigt. Den seit Stunden verlassenen Platz, der aber noch belegt ist, zu okkupieren, gilt als unfein. Hat man nun einen Platz gefunden, so taucht als nächstes Problem die Erlangung des gewünschten Buches oder der Zeitschrift auf. Die Frage, ob man sich zuerst niederlassen oder doch lieber das Buch zu erlangen versuchen soll, ist noch nicht endgültig geklärt, wird aber ständig diskutiert. Die beiden Damen und der Herr, die die Bücherschätze verwahren, sind eigentlich die einzigen trostreichen Punkte im Seminargewühl. Mit großer Gerechtigkeit werden Bücher ausgeliehen, zum Teil halbstündig, der Nachfrage wegen. In jeder Zweifelsfrage, wo was sein könnte, leisten sie freundliche und meist erfolgreiche Hilfe. Oft aber müssen sie bedauernd Bücherwünsche ablehnen. Maßgebende Titel, für Hausarbeiten vorgerückter Semester dringend benötigt, sind nur einmal vorhanden und befinden sich auch noch gerade beim Buchbinder. Andere sind überhaupt untergegangen. Die jährliche Diebstahlsquote ist nicht unbeträchtlich. Kurz, wer glaubt, es sei möglich, in der Ruhe des juristischen Seminars mit den nötigen Büchern zu lernen oder sogar eine wissenschaftliche Arbeit zu vollbringen, wird bald eines Besseren belehrt werden. Erst in den Abendstunden ist wieder konzentriertes Arbeiten gewährleistet, aber wer hat dann noch die nötige Spannkraft verzwickte Probleme zu lösen? Nur wehmütig vermag sich der Verfasser an sein englisches College zu erinnern, in dessen riesiger Bibliothek jeder Student seinen eigenen, mit Lampe versehenen, vom Nebenmann abgeschlossenen Platz hatte, und wo schon das Quietschen einer Krepptsole als Störung empfunden wurde.

Hoffentlich wird es in absehbarer Zeit auch bei uns wieder so werden. Das Ergebnis käme allen zugute.

Hermann Kleinstück

Abbé Pierre ruft die Jugend Europas

Der Helfer der Obdachlosen, Abbé Pierre, ruft die europäische Jugend nach Lyon auf den „Europa-Bauplatz“, wo vom 15. Juli bis 15. September in Gemeinschaftsarbeit praktische Notwohnungen gebaut werden. Die jungen Helfer aus allen Ländern (Studenten, Lehrlinge usw.) sind eingeladen, sich dort zu treffen und 10—14 Tage der Not ihrer Mitmenschen zu opfern. Alles ist vorgesehen: Verpflegung, Unterkunft, sowie jede Woche 2 bis 3 Tage kulturelle Betätigung (Vorträge, Besichtigungen).

Näheres teilt mit: G. ROSSET, Dépannage Abbé Pierre, 3, rue Dumoulin, Lyon, Frankreich.

ROLF KERST

Inh.: E. Groß

Fachbuchhandlung für Rechts- und
Wirtschaftswissenschaft

Klingerstraße 23 (zwischen Zeil und Gericht):

Sortiment und Antiquariat

Schloßstraße 81: Antiquariat

Aus unserem Antiquariat empfehlen wir besonders
Vorauslagen der Beck'schen Kurzkommentare (u. a.
Palandt, BGB. in den Auflagen 1949—1955)



Strichätzungen
Farbätzungen
Autotypien
Galvanos
Rotaprintfolien
Matern - Stereos

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT / M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 34672

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG - BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenh. Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 775589

und 4. Stufe auszeichnet. Die Trommel ist mit magnetisierbaren Metallstreifen aus einer Kobalt-Nickel-Legierung belegt, so daß 20 000 Ziffern und mehr gespeichert werden können. Die Trommel dreht sich mit einer Geschwindigkeit, die wesentlich schneller ist als ein Flugzeugpropeller, so daß die mittlere Zugriffszeit nur 2,4 Millisekunden beträgt. Die Speicher können also „sofort“ angesprochen, d. h. mit einer Zahl gespeichert oder diese abgefühlt werden.

Trotzdem müssen hier noch Massen bewegt werden, denn die Trommel muß sich ja — wenn auch riesig schnell — drehen. Deshalb benutzt man neuerdings Magnetkernspeicher. In einem koordinatenförmig angeordneten Gitternetz sind winzige, 2 Millimeter große Magnetringkerne aufgereiht. Je nachdem, wie der Drehsinn der magnetischen Kraftlinien verläuft — links- oder rechtsherum — bedeuten die einzelnen Kerne (wieder im Binärsystem) eine bestimmte Zahl. Sie werden durch Abfragimpulse jeweils angesprochen und ihr „Ja oder Nein“ ermittelt. Diese Magnetkerngitter — auch Speichermatrix genannt — vermögen auf engem Raum und mit noch schnellerer Zugriffszeit sehr große Datenmengen zu speichern. So kann man ein Matrix-Gedächtnis für 1 Million binärer Ziffern gut in einem Handkoffer unterbringen. Die zentrale Recheneinheit der höheren Stufen verfügt sowohl über Magnettrommelspeicher, als auch über Kernspeicher. Darüber hinaus können, wie schon gesagt, mehrere Magnetbandeinheiten zur Ein- und Ausgabe von Daten angeschlossen werden.

Input-Probleme

Bei den genannten Geschwindigkeiten fragt man sich unwillkürlich, wo all das „Futter“ für diesen Moloch herkommt. Er arbeitet irrsinnig schnell. Woher aber kommen all die vielen Zahlen und Daten, und wer soll sie ihm mundgerecht machen, d. h. sie in Lochkarten oder Magnetbänder umsetzen?

Es erhebt sich hier die schwierige Frage des Input — der Eingabe. Seit kurzer Zeit löst der Lochstreifen dieses schwerwiegende Problem weitgehend. An Fakturier-, Buchungs- und Schreibmaschinen, Registrierkassen und alle weiteren Maschinen, die Geschäftsvorfälle, Aus- und Eingänge von Waren und Geld registrieren, werden Zusatzgeräte angeschlossen, die automatisch einen Lochstreifen erstellen, der später — ohne besondere Ablochung des Urbelegs — elektronisch weiterverarbeitet werden kann. Die Lochstreifen können mittels Post oder per Fernschreiber — es wird deshalb meist das in Deutschland übliche 5-Kanalsystem benutzt — zur zentralen Auswertung übermittelt werden. Auf diese Weise spart man den umständlichen und zeitraubenden Umweg des Ablochens.

2000 Schriftzeichen pro Sekunde

Das Output der Maschineneinheiten, nämlich die Fähigkeit, die verarbeiteten und errechneten Daten über angeschlossene Tabelliermaschinen und Schnelldrucker schriftlich niederzulegen, hat noch größere Fortschritte gemacht als die Eingabemöglichkeit. Eine Tabelliermaschine vermag pro Stunde etwa 6000 Zeilen von je 100 Schreibstellen niederzuschreiben, was einer Leistung von maximal 600 000 Typenanschlägen in der Stunde entspricht. Es gibt aber neuerdings sogar High-Speed-Printer mit einer Schreibgeschwindigkeit von 60 000 Schreibzeilen pro Stunde bei 120 Schreibstellen. Das sind in jeder Sekunde 2000 Schriftzeichen (!), die auf das Papier gestanzelt werden. Die einzelne Schrifttype wird bei diesem schnellen Druckvorgang in sehr viele nadelstichtartige Punkte aufgelöst — ähnlich dem Rastersystem beim Klischieren. Es werden also praktisch kaum mehr Massen bewegt, woraus sich die ungeheuren Geschwindigkeiten bei der Elektronik erklären.

Die so erzeugte Papierflut birgt aber auch Gefahren in sich. Die kilometerlangen Formularbänder, die wie Schlangen aus der Maschine laufen, verführen leicht dazu, die Leistung der Einheiten eher nach ihrer Schreibgeschwindigkeit zu beurteilen, statt nach ihrer Fähigkeit, Informationen zweckmäßig zu verarbeiten und schließlich aus einer Vielzahl von Daten die wichtigsten Ergebnisse konzentriert zusammenzufassen und auszudrucken.

Gewiß gibt es Fälle — wie bei der Ausstellung der Prämienrechnung im Versicherungsunternehmen — wo es auf das schnelle Beschriften einer Vielzahl von Formularen ankommt. Trotzdem sei gerade an dieser Stelle vor einem übertriebenen

Geschwindigkeitsrausch gewarnt, der ähnlich bedenkliche Folgen zeitigt, wie beim Autofahren.

Selbsttätige Kontrolle

Die konventionellen Lochkartenmaschinen verschwenden nach sicheren Beobachtungen etwa 40% der Maschinenlaufzeit auf Kontrollen, Abstimmarbeiten und Fehlerfeldabgrenzung. Daraus erklärt sich auch z. T. — neben der „mechanischen Unbeholfenheit“ — ihre Langsamkeit. Im übrigen handelt es sich bei hollerithmäßiger Bearbeitung immer nur um teilautomatisierte Vorgänge, die zwischendurch immer wieder einer Zwischenleistung durch den Menschen bedürfen. Nach jedem Teilvorgang muß auch eine besondere Kontrolle eingeschaltet werden.

Die elektronische Bearbeitung akkumuliert alle Einzelvorgänge und kontrolliert parallel während des Durchlaufes. Dabei darf die Maschine Fehler machen, aber sie muß sie sofort ermitteln und selbständig korrigieren. Es wird also zwangsläufig keine besondere Arbeitszeit zu Kontrollzwecken verloren.

Ein amerikanischer Rechenautomat hat in einem halben Jahr 120 Millionen Rechenoperationen ohne Fehler durchgeführt. Bei 100 manuell erstellten Lohnabrechnungen werden erfahrungsgemäß durchschnittlich 2 Fehler gemacht. Ein Mensch hätte demnach bei der gleichen Anzahl von Rechnungen 2 Millionen Rechenfehler gemacht.

Elektronisch berechneter Lohn

Nach all diesen technischen und theoretischen Erörterungen interessiert es wohl, ein praktisches Beispiel für die elektronische Bearbeitung eines Verwaltungsvorganges zu erfahren.

Das Hessische Institut für Betriebswirtschaft hat kürzlich zum erstenmal in Deutschland vor einem größeren Zuhörerkreis, unter der Leitung von Oberg. Martin, ORGARATIO, Köln, die praktische Anwendung der elektronischen Automation im Büro demonstriert. Hieraus einige Fälle:

Die Lohnabrechnung eines Dienstleistungsbetriebes mit 10 000 Beschäftigten, die in einem Monatslohn- oder Gehaltsverhältnis stehen, soll elektronisch gelöst werden. Die Abrechnung basiert, neben den bekannten Gesetzgebungen und Verordnungen, auf einem komplizierten Tarifvertrag. So sind potentiell ca. 110 verschiedene Komponenten bei der Abrechnung zu berücksichtigen. Der Schwierigkeitsgrad wird noch verstärkt durch angegliederte Abteilungen, wie Reparaturwerkstätten, Bau-, Überprüfungs- und Wachabteilungen. Weiterhin müssen Unterschiede zwischen Normal- und Halbtagsbeschäftigten gemacht werden.

Es werden pro Kopf drei Lochkarten verwendet:

1. Die Stammkarte mit relativ konstanten Daten, wie Lohnsatz, Steuerklasse, feste Zulagen, Sozialversicherungsgruppe, Steuerfreibetrag usw. Diese Karte kann meist mehrere Monate benützt werden.
2. Die Stundenkarte, die über An- und Abwesenheit — unterschieden nach Nacht-, Feiertagsschichten, Urlaub, Krankheit usw. — Auskunft gibt. Sie muß monatlich neu angelegt werden.
3. Die Ergebniskarte für die Aufnahme der Brutto- und Nettolohnwerte.

Die Elektroneneinheit nimmt in einem einzigen Durchlauf die vollständige Entlohnung der Lohn- und Gehaltsempfänger vor, wobei sie beide voneinander unterscheidet.

Zunächst errechnet sie den Grundlohn, ermittelt die Aufschläge für Überstunden, Nachtschicht, erschwerte Arbeit und berücksichtigt hier schon den Grad der Steuerfreiheit und der Aufschläge. Bei der Errechnung des Urlaubsentgeltes muß sie den Mehrverdienst der letzten drei Monate zu Hilfe nehmen, um dem Beschäftigten einen durchschnittlichen Arbeitsverdienst gewähren zu können.

Dann ermittelt sie die Steuer- und Sozialversicherungsbeiträge in der vom Gesetzgeber vorgeschriebenen Form. Sie errechnet oder liest die gesetzlichen Abzüge — Lohnsteuer, Kirchensteuer, Notopfer, Sozialversicherung — aus der gespeicherten Tabelle ab. Sie berücksichtigt Vorschüsse, Pfändungen, Prozeßkosten, Mieten und Dienstkleidung. Schließlich weiß sie, mit Einstellungen und Entlassungen umzugehen, indem sie die tagesweise Berechnung der gesetzlichen Abzüge anwendet.

(wird fortgesetzt!)

Automation - Angst und Hoffnung

Von Günther Gruppe

„Wie wollen Sie in einigen Jahren hier noch Gewerkschaftsbeiträge kassieren“, äußerte Henry Ford II. zu dem amerikanischen Gewerkschaftsboß Reuther bei einem Durchgang durch eine Fabrik, wo kaum noch Arbeiter, dafür aber um so mehr Automaten arbeiteten.

„Und wie wollen Sie diesen dann noch Automobile verkaufen“, war die Antwort mit deutlichem Hinweis auf die leblosen Roboter.

Das kurze Zwiegespräch wirft ein Schlaglicht auf die neue Situation, die uns die elektronische Automation in wenigen Jahren gebracht hat. Die elektronisch gesteuerte Denkmaschine, die den Mittelpunkt der revolutionierenden Entwicklung ausmacht, hat ihren Siegeszug bereits begonnen. Er wird nicht aufzuhalten sein, denn die technische Entwicklung hat noch nie eine Schlacht verloren.

Die meisten geschichtlichen Umwälzungen vollziehen sich in einem allmählichen, aber zwangsläufigen Übergang. Die Zeit wird reif für bestimmte Entdeckungen und Erfindungen. Das Neue kommt herauf und bestimmt unausweichlich die Folgezeit. Doch die Zeiträume, in denen sich die technischen Revolutionen vollziehen, werden immer kürzer. Die Zeit rast, und technisches Wachstum früherer Jahrzehnte verdoppelt sich heute in wenigen Jahren.

Vor zwei Jahren war die Behandlung elektronischer Arbeitsprogramme in Deutschland noch ein gewagtes Thema. Heute steht die Elektronische Automation im Mittelpunkt der Diskussion. Dabei erhebt sich die Frage nach dem Tempo und Ausmaß der technischen und betriebswirtschaftlichen Entwicklung.

Kommt die Automation wirklich so schnell auf uns zu? Sind wir vorbereitet, und werden unsere Anstrengungen genügen, um die außerordentlichen Probleme meistern zu können? Ist es überhaupt ein revolutionärer Vorgang oder nur eine Weiterentwicklung konventioneller Techniken?

1936 wurde in Deutschland der erste Relais-Rechner entwickelt.

1941 nahm die erste brauchbare elektronische Großrechenanlage die Arbeit für wissenschaftliche Zwecke auf. Gegen Ende des Krieges stellten die USA die erste Elektronenrechenanlage für militärische Zwecke in Dienst.

1950 machte die amerikanische Wirtschaft zum ersten Male Gebrauch von einer derartigen Anlage.

1952 wurde die G I im Max-Planck-Institut in Göttingen aufgestellt.

1953 kam die erste elektronische Serienmaschine in der deutschen Wirtschaft zum Einsatz.

Zur selben Zeit beziffert eine Herstellerfirma nach mutiger Analyse den Bedarf solcher Maschineneinheiten für Deutschland auf ca. ein Dutzend. Heute arbeiten bereits 110 Typen in deutschen Unternehmen, und fast 100 sind weiter in Auftrag gegeben. Gleichzeitig werden 2 elektronische Großrechen-Centren in Deutschland installiert — eines davon im Battelle-Institut in Frankfurt.

Eine Milliarde Additionen pro Stunde

Die Entwicklung drängt weiter. Das Tempo der Elektroneneinheiten wächst ständig, und die Geschwindigkeiten steigen ins Unvorstellbare.

1902 transportierte die erste Lochkartenmaschine mit automatischer Kartenzufuhr pro Stunde 150 Karten. Heute verarbeiten moderne Maschinen in der gleichen Zeit mehrere Tausend Karten.

Die ersten Rechenlocher schafften gerade 1000 Operationen pro Stunde, während eine im Bau befindliche Elektronen-Mamutananlage für wissenschaftliche Zwecke fast 1 Milliarde Additionen und Subtraktionen in der Stunde ausführt.

„Elektronische Automation“ heißt das Zauberwort. Es erregt die Gemüter und füllt die Spalten der Zeitungen. Fachleute behaupten, eine zweite industrielle Revolution sei ausgebrochen und wir ständen mitten in dieser fundamentalen Umwälzung.

Die Automation erzeugt Angst und Hoffnung zugleich: Angst vor dem Neuen,

vor der plötzlichen technischen und organisatorischen Veränderung

vor der drohenden Entwertung fachlicher Ausbildung und Erfahrung

vor einer weiteren Erhöhung der fixen Kostenanteile vor einem möglichen Verlust der betrieblichen Elastizität

vor einer Versklavung der Menschen durch „denkende Maschinen“.

Hoffnung auf eine berufliche Entlastung der betrieblichen Führungs- und Fachkräfte

auf eine Befreiung der Menschen von geistlosen und mechanischen Hilfsarbeiten

auf eine Erhöhung des allgemeinen Lebensstandards oder auf eine langsame und sich keinesfalls überstürzende Weiterentwicklung.

Vor 150 Jahren leitete die Dampfmaschine eine neue Entwicklung ein. Die Maschinen der ersten industriellen Revolution multiplizierten die menschlichen Körperkräfte und ersetzten die teure Muskelkraft des Menschen durch die billigere Maschinenkraft. Die körperliche Leistungsfähigkeit des Menschen unterlag auf lange Sicht zwar der Maschine, aber der Mensch bediente und beherrschte die Maschine weiterhin.

Die elektronische Automation will mehr als nur den Menschen von harter Muskelarbeit befreien. Sie will ihn ganz von dem Dienst an der Maschine freistellen. Er soll von allen wiederkehrenden Arbeiten in der Fertigung und im Büro ausgeschaltet werden. Die Automation will nicht nur die Armkraft, sondern auch die geistigen Fähigkeiten des arbeitenden Menschen ersetzen. Die Denkmaschinen übernehmen alle routinemäßig wiederkehrenden und massenweise auftretenden Tätigkeiten. Für den Menschen bleibt nur mehr die Überwachung und das Ersinnen der neuen Maschineneinheiten.

Der Mensch — eine Fehlkonstruktion?

Für einzelne Fertigerhältnisse ist der Mensch in seinen Reaktionen heute schon vielfach zu langsam, um noch als ständiger Bediener der komplizierten Apparate in Frage zu kommen. Geschwindigkeiten, Temperaturen, schädliche Strahlungen und Kompliziertheit sind so groß geworden, daß das menschliche Nervensystem diesen Einflüssen auf die Dauer nicht gewachsen ist. Wir brauchen nicht so weit zu gehen, wie ein amerikanischer Flugzeugingenieur, der behauptet, „daß der Mensch, gemessen an seinen bevorstehenden Flugaufgaben, eine Fehlkonstruktion ist“.

Jedenfalls ist die Geschwindigkeit der neuartigen Maschinen im „Denken“, wenn man darunter die Verarbeitung von Daten und die Kombinatorik von unzähligen und vielfältigen Erscheinungen mathematischer und logistischer Natur versteht, der minderen Leistungsfähigkeit des Menschen um Äonen voraus.

Wir können uns also vor der Notwendigkeit der Automation nicht mehr verschließen. Sie ist da. Wir haben nicht mehr die freie Wahl zwischen Automation und Nicht-Automation. Geht ein Unternehmen zu den neuartigen Methoden über, so sind alle anderen zum Mitmachen gezwungen, falls sie leistungs- und konkurrenzfähig bleiben wollen. Wenn in den USA eine Fernsehöhre mit konventionellen Methoden für 87 Dollar gefertigt wurde und dieselbe Röhre mit Hilfe der Automation nur knapp 20 Dollar kostet, so ist das eine Entwicklung, die jede Konkurrenz hoffnungslos ausschaltet, sofern sie am Herkömmlichen festhält.

Automation in USA . . .

Aus den USA lassen sich für die elektronische Automation in der industriellen Fertigung bereits zahllose Beispiele anführen. Bisher sind über 300 Großbetriebe automatisiert. Im nächsten Jahr werden es doppelt so viele sein. In Chicago produziert eine Fabrik täglich etwa 1000 Rundfunkgeräte.

Gewöhnlich benötigt man dafür rund 2500 Personen. Dort sind 8 Techniker zur Überwachung eingesetzt. Sie genügen.

Ford hat in den letzten Jahren 1,7 Milliarden Dollar in automatisch gesteuerten Produktionsstätten investiert. Sieben Werke sind mit Elektronengehirnen ausgerüstet. Ein Chemiekonzern baute kürzlich in Detroit eine Kunststoffabrik für 8 Millionen Dollar, deren Belegschaft aus 6 Meistern, 12 Facharbeitern und 3 Hilfsmechanikern besteht. Die Maschineneinheiten messen, transportieren, bearbeiten, korrigieren automatisch bei Toleranzüberschreitungen; sie arbeiten Ungenauigkeiten nach und bestimmen schließlich selbständig den Ausschub.

Verdoppelung der Produktion bei gleichzeitiger Verringerung der Belegschaft auf ein Bruchteil des alten Bestandes sind die Regel bei der Einführung elektronischer Fertigungsmethoden. Nach der Umstellung der Traktorenfabrik in Coventry, die durch den Streik in den letzten Monaten von sich reden machte, rechnet man mit einer ca. 35prozentigen Produktivitätssteigerung und einer erheblichen Kapazitätsausweitung gegenüber dem alten Zustand.

Solche Beispiele lassen sich aus der industriellen Fertigung in beliebiger Folge aus verschiedenen Branchen aneinanderreihen.

... und in Rußland

Auch aus Sowjetrußland sickern vereinzelt erstaunliche Leistungsergebnisse durch. Amerikanische Fachleute, deren Aussagen verbürgt sind, beobachteten in einer Moskauer Kolbenfabrik, wie 5 Spezialisten mit Hilfe elektronischer und Fotozellen-Steuerung täglich 3000—5000 Kolben für Automobile und Traktoren herstellen.

In einer Kugellagerfabrik sahen sie einen Automaten, der pro Minute ein baseball-großes Kugellager auswarf und nur von einem Mädchen bedient wurde.

Die Elektrowirtschaft ist in Rußland weitgehend automatisiert. So wurde bekannt, daß 2 Personen mit Fernsteuerung 4 Wasserkraftwerke und alle damit verbundenen Umschaltstationen bedienen. Auch die Pump- und Hebewerke des neuen Wolga-Moskau-Kanals arbeiten vollautomatisch. Im 6. „Plan-Jahrfünft“ ist die Automatisierung der wichtigsten Industriezweige bindend vorgeschrieben und vorgeplant. Daß die Anstrengungen das Plansoll nicht erreichen werden, ist bei der Größe der Auflage zu erwarten. Aber ein Handikap, das den westlichen Bemühungen vielfach im Wege steht, entfällt in Rußland: Schwierigkeiten bei der Finanzierung. Das Staatsbudget ist so strukturiert und die Währungsverhältnisse sind so gelagert, daß die benötigten finanziellen Mittel zur Einführung der geplanten Automation bereit stehen. Was dort fehlt, sind hochqualifizierte Maschinen, elektrotechnische Spezialartikel und Facharbeiter in genügendem Ausmaß.

Ähnliche Anstrengungen wie in der Sowjetunion, aber auch mit ähnlichen Schwierigkeiten verbunden, werden in der Ostzone gemacht: Gegenwärtig wird an der Technischen Hochschule Dresden, an der zur Zeit etwa 13 000 Studenten studieren, die zweite „elektromechanische Rechenmaschine“ aufgestellt. Die erste rechnet seit etwa einem Jahr in einem VEB in Jena. Vollautomatische Takt- und Walzstraßen arbeiten in mehreren Werken der Traktoren- und Walzwerkindustrie. Das sind Anfänge.

Anstrengungen in der Bundesrepublik

Derweil geht die Entwicklung in der Bundesrepublik stürmisch voran. Nicht nur die Automobilproduzenten, deren Bilanzen Aufschlüsse über hohe Investitionen vermitteln, sondern auch die verarbeitende und chemische Industrie machen große Anstrengungen, den Fertigungsprozeß vollständig unabhängig von Menschenhand zu gestalten. Jedoch sind sich alle darüber im klaren: die letzte Stufe, der elektronisch gesteuerte vollautomatische Fertigungsgang für Massenprodukte, steht noch bevor.

Wenn auch oft das zur Umstellung notwendige hohe Kapital noch nicht vorhanden ist oder vor der großzügigen Anlage zunächst noch zurückgeschaut wird, so kann sich das aus Konkurrenzgründen schlagartig ändern. Schon heute gilt in den USA eine Faustregel für die Kapitalrendite: allein die durch die Automation erzielten Mehrgewinne amortisieren in knapp 3 1/2 Jahren das eingesetzte Kapital. Hierzu wieder ein Beispiel aus der Fernsehindustrie:

Vor einigen Jahren verkauften die Corning Werke noch Rohgaskolben für 75 Dollar und legten dabei beachtlich Geld zu. Sie verschmerzten diesen Verlust, um sich erst einmal einen Markt zu schaffen, planten aber bereits eine vollautomatische Fertigung. Heute gibt das Unternehmen den 50-cm-Rohkolben für 8,50 Dollar ab und macht glänzende Gewinne.

In Deutschland geht es bei der gegenwärtigen Konjunkturlage nicht nur um eine erhöhte Rendite. Die derzeitige Zwangslage, der Mangel an qualifizierten Arbeitskräften, ist die tatsächliche Triebfeder zur Automation. Viele Unternehmen hegen (wenn die Konjunktur in der bisherigen Weise anhält) ernste Befürchtungen, daß der normale Wachstumsprozeß der Betriebe infolge akuten Arbeitskräftemangels gestört wird. Hier kann die Automation Abhilfe schaffen und ausgleichend wirken.

Elektronik im Büro

Ähnliche Zielsetzungen sind auch bei der Einführung der elektronischen Automation in die Verwaltung gegeben. Routinearbeiten und massenweise anfallende Büroarbeiten, die bisher meist mit der herkömmlichen Lochkartentechnik bewältigt wurden, werden in Zukunft durch Elektroneneinheiten ausgeführt. So hat kürzlich ein deutsches Versicherungsunternehmen die erste Großrechenanlage der Privatwirtschaft Europas in Betrieb genommen.

Bevor wir jedoch eine Reihe von Anwendungsbeispielen erläutern, ist es sinnvoll, begrifflich über die Stufen der Automation im Büro und über einige technische Voraussetzungen Klarheit zu gewinnen.

Vorweg sei bemerkt, daß scharf getrennt werden muß zwischen Mechanisieren und Automatisieren. Die „automation“, wie die Amerikaner sagen, setzt voraus, daß ein in sich geschlossener Arbeitsvorgang oder eine sich wiederholende Kette von Arbeitsgängen ohne ständiges Eingreifen durch den Menschen selbständig abläuft. Die bisher gebräuchlichen Büromaschinen dienen lediglich einer Mechanisierung von Arbeitsgängen und haben nichts mit Automation zu tun.

Auch die heute gebräuchlichen Lochkartenmaschinen — wie beispielsweise eine Tabelliermaschine — führen ein Arbeitsprogramm von A bis Z zu Ende. Der Mensch „füttert“ und überwacht sie, wobei die Lochkartenzuführung gewöhnlich selbsttätig geschieht. Wir rechnen diese Maschinen zur ersten Stufe der Automation. Dazu gehören etwa Rechenlöcher, Mischer, Beschrifter, Summendoppler, Tabellierer usw.

Die zweite Stufe ist der ersten eng verwandt, denn die genannten Maschinen werden um elektronische Aggregate bereichert: z. B. elektronische Rechenstanzer und Sorter.

Die beiden ersten Stufen verarbeiten ausschließlich Lochkarten. Der Mittelpunkt der Anlage, der elektronische Rechenstanzer, ist schon in der Lage, Programme von beachtlicher Breite auszuführen. Geräte dieser Art sind etwa: Gamma 3 von Bull-Exacta, 604 von IBM, Univac 120 von Remington-Rand.

Zur dritten, der eigentlich ersten elektronischen Stufe, gehören die — des leichteren Verständnisses wegen sogenannten — „Elektronen-Zwerge“. Sie wurden aus der vierten Stufe heraus entwickelt; diese ist nämlich die ursprüngliche.

Eine Elektroneneinheit vereinigt alle Funktionen kapazitiv in sich, wie beispielsweise die des Tabellierers, Mischers, Rechenstanzers usw. Darüber hinaus ersetzt sie quantitativ verschiedene Maschinen des gleichen Typus durch ihre hohe Geschwindigkeit. Die in Deutschland verfügbaren Typen der Stufen 3 sind von IBM: Magnetrommelrechner 650 mit Magnetbandeinheit, Schnellspeicher und Schnelldrucker sowie Type 704; von Remington-Rand die Typen der UNIVAC-Reihe Calculating Tabulator und File-Computer.

Die Einheiten dieser Stufe erreichen eine ungefähre Rechengeschwindigkeit von 70 000—80 000 Additionen oder Subtraktionen, rund 5000 Multiplikationen und 3700 Divisionen 10stelliger Zahlen oder 138 000 logische Entscheidungen pro Minute.

Es können maximal 12 000 Karten in der Stunde abgefühlt und 6000 gestanzt werden.

Das sind die „Zwerggeräte“. Die vierte Stufe, die sogenannten Groß-Rechenanlagen — etwa die 705 von IBM und die FAC-TRONIC von Remington-Rand — bilden eine wahre

Hydra. Sie wurden zu militärischen Zwecken im letzten Krieg entwickelt und übertrumpfen mit ihrer Arbeitsgeschwindigkeit die herkömmlichen Lochkartenmaschinen um ein Vielfaches.

Was kostet eine Elektroneneinheit?

Ein Preisvergleich zwischen der dritten und vierten Stufe erläutert am besten den Größen- und Leistungsunterschied. In diesen ungewöhnlichen Dimensionen von Rechengeschwindigkeit, Speicherkapazität und Kombinationsmöglichkeit verdrängt ein ungläubiges Lächeln das menschliche Vorstellungsvermögen. Die Zahlen schwirren im Kopf wie die Magnetimpulse in der Maschine. Ein reales Bild vermitteln erst wieder die Kosten der einzelnen Maschinen. Die Mietkosten liegen bei einer Anlage der Stufe 3 zwischen 17 000 und 50 000 DM pro Monat. Die Stufe 4 beginnt etwa bei 70 000 DM Monatsmiete, die sich infolge der unerschöpflichen Kombinations- und Anschlußmöglichkeit weiterer Ein-, Ausgabe und Speichergeräte bis zu 200 000 DM ausdehnen kann. Die Zahlen sind Richtwerte. Die Variationsmöglichkeit und individuelle Verwendung der Maschinen läßt keine festeren Angaben zu. Eine Miete der Maschinen von den Herstellerfirmen ist heute die Regel. Neuerdings ist aber auch der käufliche Erwerb möglich. Die Kaufpreissumme entspricht gewöhnlich der Miete für 5 Jahre.

Wenn man diese vierstufige Einteilung beibehält, so kennen wir seit wenigen Monaten eine fünfte Stufe. Sie ist die unheimlichste und sprengt den Rahmen jeglicher Vorstellung. Eine solche Maschine wird gegenwärtig in den USA für wissenschaftliche Zwecke erstellt. Sie ist so schnell, daß spielend alle Reaktionen der Atom-Physik laufend überwacht und ausgewertet werden können. Wenn die vierte Stufe etwa 7000—10 000 Daten pro Sekunde verarbeiten konnte, so bewältigt die Mamutanlage 250 000 zehnstellige Werte pro Sekunde. Der Preis dieser Maschine wird mit 25 Millionen DM beziffert.

Nur programmiertes Denken

Die „Electronic-Data-Processing-Machines“ — Elektronische Daten-Verarbeitungsmaschinen — beherrschen nicht nur die vier Grundrechnungsarten. Sie potenzieren, radizieren, lösen logarithmische und trigonometrische Probleme und meistern die Schwierigkeiten der Differential- und Integralrechnung. In der Ausführung sind sie unvergleichlich schneller als der Mensch. Ist dieses „mechanische Denken“, die Verarbeitung von logischen Zusammenhängen und die selbständige Durchführung großer Programme nicht ein Einbruch in die Domäne des Menschen? Genau genommen ja. Aber es ist nur ein mechanisches Denken. Die Maschine hat keine schöpferischen Einfälle. Sie hat keine Phantasie, sondern arbeitet lediglich nach fest vorgegebenen Programmen. Ohne diese ist sie unproduktiv und „tot“.

Aber trotzdem hat sie erstaunliche Eigenschaften, die man ihr zunächst nicht zutraut. Sie vergißt ihren einmal aufgegebenen Stoff nicht, auch wenn der Strom ausfällt. Sie kann selbständig entscheiden und unterscheiden, indem sie von genügend Grunddaten ausgeht und Berechnungen anstellt, die schließlich einen logischen Schluß selbsttätig auslösen.

So hat man z. B. das Dame-Spiel in allen seinen Möglichkeiten und Ergebnissen vorausberechnet. Es wurde der Maschine aufgegeben, 4 Kombinationen im voraus zu errechnen, davon 8 Möglichkeiten zu prüfen und die beste herauszusuchen. Was wir Menschen gewöhnlich „Fingerspitzengefühl“ nennen, ist vielfach nur ein verschwommener Begriff für verborgene, noch nicht präzisierbare Gesetzmäßigkeiten, die aus Gründen menschlicher Unzulänglichkeit im einzelnen noch nicht berechnet werden können. Vielleicht hilft uns hier die Elektronik weiter.

Eine verblüffende Eigenschaft, nämlich aus der Erfahrung zu lernen, demonstriert uns die „Elektronenmaus“ des Dr. Shannon. Er hat einen elektronischen Impuls in einem weitverzweigten Labyrinth auf die Reise geschickt. Beim ersten Durchgang brauchte er etwa 120 Sekunden, bis er — nach Überwindung von Dutzenden von Irrgängen und Sackgassen — den Ausgang gefunden hatte. Beim zweitenmal benötigte die Elektromaus nur 10% der Zeit, bis sie wieder an der Klemme ankam, die den Ausgang bedeutete. Sie hatte alle vorher gemachten Umwege und Fehlläufe vermieden, um

zielstrebig den Ausgang zu gewinnen. Heute benutzt man in USA diese Eigenschaft, um bei der telefonischen, elektronisch gesteuerten Selbstwählvermittlung den kürzesten freien Weg unter einer Vielzahl von Sprechleitungen zu ermitteln.

Lochkarte und Elektronenröhre

Wie ist nun der technische Vorgang bei diesen an Wunder grenzenden Eigenschaften? Mit welchen Mitteln werden die Impulse gespeichert, akkumuliert und wieder sichtbar gemacht?

Vor etwa 75 Jahren hat der Deutsche Hollerith bei der amerikanischen Volkszählung mit Hilfe der Lochkarte Zahlen für längere Zeit gespeichert und später von einer Maschine mit Hilfe elektromagnetischer Abführung automatisch ausgewertet und aufaddiert. Die Massträgheit dieser Maschinen erlaubt auch heute nur eine beschränkte Ein- und Ausgabegeschwindigkeit. Vor allem nimmt das Aussortieren lange Zeit in Anspruch, da die Lochkarten mehrere Male durchlaufen müssen, weil Maschine und Karte jeweils nur wenige Komponenten berücksichtigen können. Die Elektronenröhre, die — je nachdem ihr Gitter positiv oder negativ aufgeladen ist — als elektronisches Zähl- oder Speicherelement arbeitet, löst sich völlig von mechanischer Trägheit und rechnet praktisch mit zeitloser elektrischer Geschwindigkeit. Allerdings mußte hier das Dezimalsystem vom sogenannten binarischen Zahlensystem abgelöst werden.

Binär- statt Dezimalsystem

Dieses System stellt alle Zahlen in Potenzen von 2 dar:

$$2^0 = 1 \quad 2^1 = 2 \quad 2^2 = 4 \quad 2^3 = 8$$

Die Kombination der Röhren 2 und 4 ergibt z. B. 6; die der ersten und achten = 9. Somit können mit 4 Elektronenröhren alle Zahlen von 1 bis 9 dargestellt werden.

Die Maschine fragt systematisch alle Röhren ab: Strom oder Nichtstrom, positiv oder negativ, ja oder nein. Durch ein sinnvolles Zusammenschalten mehrerer solcher Zählgruppen kann man jede beliebige Rechenoperation ausführen.

Die Elektronenröhre krankt leider an den Erbanlagen ihrer Urnahr, der Glühbirne. Sie ist sperrig, zerbrechlich, hat nur eine Lebensdauer von etwa 10 000 Betriebsstunden und verbraucht viel Strom, da sie, infolge der längeren Anheizzeit für die Glühkathode, dauernd eingeschaltet bleiben muß. Außerdem entwickelt sie eine große überflüssige Hitze, die durch kostspielige Einrichtungen abgeleitet werden muß. So schien es verlockend, durch Gittersteuerung eines Halbleiters ein elektronisches Verstärker- und Steuerelement zu schaffen, das ohne Heizkathode und zerbrechlichen Glaskolben dieselben Fähigkeiten entwickelt.

1948 fanden die Amerikaner in Gestalt einer Kristalltriode, die aus drei ineinandergeklebten Metallplättchen von nur 1 mm Stärke besteht, den Transistor. Er ist in der Lage — in entsprechender Schaltung — die Verstärker- und Steuerfunktion einer Elektronenröhre zu übernehmen. Der Wunderzweig — er ist nur so groß, wie ein Zigarettensmundstück — benötigt 1/1000 des Strombedarfes einer Röhre und ist fast unempfindlich gegen Stoß und Schlag. Da er keine Hitze erzeugt, können mehrere Transistoren dicht beieinander montiert werden, so daß ein Transistoren-Rechenautomat um 1/10 kleiner ist als das entsprechende Röhrengerät.

Magnetspeicherung

Die Arbeitsweise des Magnetbandes ist aus der Radiotechnik hinlänglich bekannt. Der Magnetstreifen findet in der Elektronik als Dauerspeicher vielseitig Verwendung. Eine Dateneingabe bei der Stufe 4 mit Lochkarten wäre für die Geschwindigkeit dieser Geräte viel zu langsam. Man muß sie viel schneller „füttern“. Dies geschieht mit Magnetbändern. Auf einem Zentimeter Magnetband können 80 Daten untergebracht werden. Das Band läuft mit einer Geschwindigkeit von etwa 2 Metern pro Sekunde in die Maschine ein. Das bedeutet, daß sie in einer Sekunde 15 000 Zahlen oder Buchstaben abfühlt oder aufnimmt. Wenn man sich vorstellt, daß an ein Gerät der 4. Stufe zur Eingabe und Ausgabe je 100 bzw. 30 Magnetbandeinheiten gleichzeitig angeschlossen werden können, so wird einem die vorgenannte „Hydra“ erschreckend und plastisch vor Augen sein.

Man kann sich die Magnetbänder aber auch zerschnitten und auf eine Walze gespannt vorstellen. Dann erhält man den Magnetrommelspeicher, der die Geräte der 3.

Unter Vertrag

Motto: Die Originale leiden unter den Fehlern ihrer Nachahmer

Die Figur des heutigen Bohemiens (wenn man bei diesem Begriff den historischen Hintergrund aufgeben will) ist hinlänglich bekannt, eine mehr oder minder in die Hysterie abgedrängte Genialität, die schließlich ihre Zuflucht in äußeres Gebaren nimmt, ohne vorher im Innern gehaust zu haben. Ein Wort gibt das andere: eine Person dient der anderen als Vorwurf. Im Bohemien ist die Genialität eine Art Anpassung an das große Kunstschaffen geworden, jedoch in dem Maße, daß sie selbst die kühnsten Erwartungen übertrifft. Hier liegt insgeheim die Vorstellung, durch Nachahmung einer Sache teilhaftig zu werden. Man spielt die Rolle des Anarchisten, stellt das Gewöhnliche auf den Kopf, zieht gegen jedermann zu Felde und hat an die Stelle der Arbeit das Geschwätz gesetzt.

Die Sprache hält sich in den Grenzen der Bewunderung. Ein Verständnis wird aus Gründen des Taktes vermieden, sich selbst nicht bloßstellen zu müssen. Die Zustimmung läuft in ein langatmiges Oh aus. Das Unartikulierte gilt als die Unschuld der reinen Bewunderung, wo der Verstand noch nicht erwachen konnte. Das Unsägliche wird vokalisiert angedeutet. Es ist unsäglich.

Hier könnte ein Tiefsinn die Betrachtung vereiteln, weil doch nichts so mannigfaltig ist wie der Mensch und seine Meinungen über sich. Leicht wäre ein Satz zuviel, zu überlegt gesetzt, um mit der Sache noch etwas zu tun zu haben. Der Bohemien liebt die Kritik an sich zu sehr, als daß man ihm darob mit einer scharfen Kampfansage das Leben versauern könnte. Für ihn ist das lediglich das Ziel seiner Unwürde. Über ihn zu schreiben heißt schon, sich mit seiner Eitelkeit einverstanden erklären. Warum soll man nicht eine Lanze für ihn brechen? Für ihn, der mit Augenaufschlag und lyrischem Flüstern seine Einsichten preisgibt. Nachdem mit der Maturitätsprüfung die Reife nach allen Seiten hin unter Beweis gestellt werden konnte, der Ödipuskomplex sich in normalerotische Bahnen auflöste, kommen die Kindheitserlebnisse auch jetzt noch zu künstlerischer Geltung. Die Pubertät wird zum Publikumserfolg. Die Libido, die man schon allem zuzurechnen gedenkt, ohne sich der Folgen schon von vornherein zu versichern, erledigt sich in geometrischen Figuren oder drängt zur surrealistischen Anschaulichkeit. Die Wirklichkeit ist ein peinlicher Sonderfall geworden. Sie ist aus hygienischen Gründen einfach als die Größe ausgeklammert, die nicht auf eine Null reduzierbar ist. Selbst mit einem Bonmot ist sie nicht bewältigt. Sie behält sich vor.

Aus diesem Grund hat der Bohemien das Vorliegende schließlich als Dynastie des Altväterlichen entlarvt und utopisch verkleinert; denn hier liegt eine Gefahr, wirklich in Gefahr zu geraten, aus der ihm ein lyrischer Appercus keineswegs auf die Beine hilft. Aber selbst in diesem Falle erscheint die Tragik in einem idyllischen Milieu, dem das Publikum nicht die Aufmerksamkeit versagt. Es gäbe sicherlich keine Abschiedsmaximen, wenn sie nicht eigens für diesen Zweck erfunden würden. Die Konsequenz des Todes wird jedoch ausgeschlossen, die Welt bleibt eingefriedet. Man müßte, um sterben zu können, nicht sterben müssen. Wer jedoch in den Zeitungen stirbt, ist seines Lebens nicht mehr sicher. Der Tod ist so nur ein schwermütiges Kind der Vorstellung, eine Allüre, die im Notfalle nicht mehr genügend registriert werden kann.

Es lebt niemand in der Gesellschaft, der nicht auch eine Funktion in ihr bekleidet und deshalb in einem gewissen Sinne unter Lizenz steht. Die Neugierde, die dem Bohemien gilt, als sei er dieser Verpflichtung entgangen, sichert ihm unversehens gerade darin eine Funktion. In ihm wird die Infant-terrible-manie als das Urwüchsige angesehen, das man sich selbst nicht gönnt. Diesem pädagogischen Umstand verdankt die Gesellschaft den Bohemien — er ist gleichsam der Spiegel, in dem die abwegigsten Regungen erscheinen, die man nur ungern vermißt, aus sich selbst aber verbannt hat. Die seltsame Vorliebe, diese außerordentlichen Empfindungen an bestimmten Personen verzeihlich zu finden, geht auf die Miniaturvorstellung zurück, die man sich gemeinhin von der Kunst macht. Aus der Sicherheit des Gesetzes und der sanktionierten Gewohnheit heraus genießt man das Abseitige um so mehr, jedoch nicht nur deswegen, weil man es selbst nicht tut, sondern um es als die überlebensgroße Möglichkeit der Kunst als Lebenskunst anzusehen, wo man sich jede Erlaubnis erteilt, so weit sie schadlos hält.

Der persönliche Umgang mit dem Bohemien ist auf Distanz gebracht, daß man gerade noch die Feststellung genießen kann, ihm nicht gleichen zu müssen.

Die Beliebtheit, die sich der Bohemien in seiner nonchalanten Amoralität erfreut, als Eröte und Ganove, entspringt der Vorstellung, daß der Künstler in diesen Rebellionen seine Inspirationen bezieht, gleichsam in dem Ausnahmezustand, aus dem heraus die Utopien dringlich werden. Dort steckt insgeheim der Wunsch, mit einer lädierten Genialität so lange zu wuchern, bis der Himmel ein Einsehen hat und Verse schickt. Im Absinth schwimmt mehr Hoffnung auf Erleuchtung und in den Armen einer Dirne schlummert mehr Sehnsucht als der Betrachter zu träumen wagt. Das große Vorbild zwingt zur Mode, der der Glauben inneohnt, daß der Ausnahmezustand wiederholbar und nachzuzahlen wäre. Man ist auf die Bedingungen erpicht, eben auf die „absolute“ Freiheit des Ichs, um die Welt künstlerisch bannen zu können. In dieser Mission, mit Zeremoniell und Geheimsprache den Zustand heraufzubeschwören, der sich der Banalität des Alltäglichen widersetzt und in glatten Konstruktionen die widerborstige Außenwelt übergeht, brilliert der Bohemien. Sein forsches Auftreten, das Apostolat seiner Freiheit schafft sich Gehör und zwingt gerade zur Aufmerksamkeit. Die Anerkennung, die man seinen Werken, und sei es seiner Kleidung, zollt, unterstreicht seine Ausnahme um so mehr. Der schöpferische Augenblick wird am Schopf gepackt, man erschleicht sich die Kunst, indem man ihre Notwendigkeit vorgibt. Die Nachahmungen, höher reichen diese Augenblicke nicht, stellen jedoch nur heraus, daß er mit seiner Genialität lediglich so weit kommt, eine andere mißzuverstehen.

Darin glaubt der Bohemien sein Ich im Triumph aus der Alltäglichkeit, für die die Langeweile sprichwörtlich ist, gerettet zu haben. Die Geltungssucht, in dieser Weise denkwürdig zu werden, erweist sich als Hochstapelei, mit endlosen Phrasen prophetisch zu wirken. Das Allzumenschliche, überall Wind zu machen, wo besser Windstille wäre, ist über kurzfristige Einsichten erhaben, es wird hier geradezu zum Gesellschaftsspiel.

Wenn auch der Bohemien vorgibt, das Publikum außer Kraft gesetzt zu haben, so bleibt er doch an dessen Gängelband. Er steht unter Vertrag. Als Infant terrible, das sich so lange benimmt, bis es Bewunderung erreicht, die freilich mit arglosem Unwillen durchsetzt ist, verändert er solange seinen Charakter, bis er ihn verliert. Er lüftet das Geheimnis von den Bezirken, für die die allgemeine Phantasie immer wieder Realität erstrebt. Von der Pflicht noch nicht mißbraucht, wird er zu der Figur der Gesellschaft, die nicht in den verdichteten Beziehungen aufgehen will, in dieser Flucht aber vom gleichen Schicksal ereilt wird.

Trotzdem lebt er sich aus, um sich in die Kunst einzuleben. Das Zeremoniell wird überschätzt, als sichere es allein den Musentritt, aus der Schläfrigkeit einen poetischen Augenblick herausschlagen zu können. In diesen Maßnahmen verbündet sich der Bohemien mit dem Genie und führt dessen Ausbruch zu einem handlichen Programm, jedoch ohne in der Kritik weiter zu gedeihen.

Das Außenseitertum wird als Lebenskunst sanktioniert, für die eine Hausordnung gilt, von der selbst der Hauswirt nur eine traumhafte Vorstellung hat. Das Leben in der Rebellion verfällt selbst einem unverbindlichen Mechanismus, in dem alles reibungslos abläuft. Das Ärgernis, wie das Aufschreckende überhaupt, das jeder Kunst innewohnt, erscheint in dem Massenandrang der Nachahmung wieder in kritiklose Versöhnung zurückgebogen. Organisiert bis hin zum äußerlichen Gebaren, selbst der vorgebliche Anarchist labt sich an Prinzipien. Diese Lebensart kommt zu ihrer Norm, die ebenso das Subalterne fordert wie eine eingeschriebene Gesellschaft. Der Untertan spielt den Fürsten nur, um daran wieder zum Untertan zu werden.

Die Möglichkeit von Kritik schafft sich die Gesellschaft selbst, wie ehemals der Souverän sich seinen Narren hielt, der wohl die Wahrheit sagen darf, dafür ausgehalten wird, sie aber niemals glauben kann. Die selbstgefällige Sicherheit, mit dem diese Ausfälle hingenommen werden, der verzeihende Groll in der Gestalt eines überlegenen Onkels, der Schulden mit der Bemerkung zahlt, aus Fehlern würde schließlich ein Mensch, verdammt die Kritik zur Clownerie, in der Gelächter den Ernst ersetzen soll, freilich nur in einer vorgeschriebenen Tonart. Es herrscht da ein Ernst, der keinen Spaß versteht, es gibt nur ihn und — du sollst keinen anderen neben ihm haben.

Daß Narren und Kinder die Wahrheit sagen, darf nicht zu der Annahme führen, der Narr hätte seine Kindheit um der Wahrheit willen beibehalten. Viel eher spielt sich der Narr in die Welt des Kindes, um Verzeihung zu finden. Der Außenseiter protzt mit dieser Reife, die er noch mit dem Hinweis unterstreicht, er sei gefallen. Als Narr ist er zu ernst, als Kind zu wenig überzeugend. Er steht unter Vertrag, lebt nach sorgfältig inszeniertem Pflichtenkodex einen Ritus, trägt anarchistische Gedanken wie einen Schlips mit sich herum, redet nur dann, wenn man nicht gefragt ist, ist nichts anderes als das Opfer seines Ernstes. In dieser Manier ist er nicht gemeingefährlich, er vertritt die Selbstkritik der Gesellschaft mit konventioneller Überzeugung. Die Welt ist in seinem Gehirn zu einem Sandkasten geworden, in dem er gegen einen Feind Strategie übt, der ihm die Erfreulichkeiten seiner außergewöhnlichen Stellung rauben könnte. Daß die Kritik immer wieder auf diese Weise in die Knie bricht, verdankt sie der Neigung der Gesellschaft, alles zu organisieren, es zu einem ungefährlichen Gesellschaftsspiel zu machen. Dort gerät selbst die künstlerische Welt in Gefahr, Wirtschaftswunder zu werden, wo das Erstaunen über den Fortschritt die Preise treibt. Man assimiliert die Kritik und übertreibt sie zur Posse. Unter Vertrag wirken diese Späße wie Entschuldigungen, indem man die Negation bezahlt oder aushält.

Herbert Heckmann

Theorie der menschlichen Haltung

F. J. J. Buytendijk — Biologe, Psychologe und Philosoph phänomenologischer Provenienz — hat mit seiner allgemeinen Theorie der menschlichen Haltung und Bewegung die Literatur der relativ jungen Verhaltensforschung um ein hervorragendes Werk bereichert.

Der Verfasser hat den Bogen weit, aber — um Bild zu bleiben — fest gespannt; beides ist wohltuend. Weitgespannt, insofern er seiner Untersuchung einen Verhaltensbegriff zugrunde legt, der die Fesseln eines „Behaviorismus“ alter Schule (Watson u. a.) gesprengt hat und in seiner neuen Form der Wirklichkeitsstruktur lebendiger Organismen gerecht zu werden vermag; festgespannt, insofern er die in der methodischen Grundlegung seines Buches gestellte Forderung, daß nicht der Philosophie, sondern der Wissenschaft selbst die Motive entspringen, welche die Entwicklung der wissenschaftlichen Begriffe bestimmen, in der Durchführung seiner Arbeit strikt befolgt.

Der Begriff „Verhalten“, so führt er aus, schließt ein Subjekt ein, das sich verhält, und eine Situation, auf die das Verhalten bezogen ist. Diese Bezogenheit ist in sich evident. Der Erfahrungsbereich des Verhaltens liegt ergo diesseits der psychophysischen Sphäre. Physiologie und Psychologie vermögen Aspekte innerhalb einer so verstandenen Lehre vom Verhalten zu sein; diese aber geht nicht in den beiden genannten Disziplinen auf. Bewegungen und Haltungen werden somit als Funktionen (Individuum-Umweltbeziehungen) begriffen.

Der Klarheit der Konzeption steht die Sauberkeit der „Klein-Arbeit“ keineswegs nach: präzise Analysen von Haltungen und Fortbewegung, Reaktionen und Leistungen und ein subtiler Aufriß der Problematik der Ausdrucksbewegungen lassen erkennen, daß der Verhaltensforscher Buytendijk in Physiologie und Psychologie durchaus „zu Hause“ ist. Weitere Kapitel des Buches haben die Genese der menschlichen Bewegungen und die Typologie der menschlichen Dynamik zum Thema. Bemerkenswert ist die Auswahl der Phänomene und die Vielfalt der Aspekte unter denen sie betrachtet werden.

Darauf sei noch besonders hingewiesen: gerade auch den Praktikern, die sich mit der menschlichen Bewegung zu befassen haben (Sportlehrer, Betriebspsychologen, Ärzte u. a. m.), kann dieses Werk eine wertvolle Grundlage ihrer Arbeit sein.

Das Buch verbleibt, wie es der Intention des Verfassers entspricht, in der Sphäre der einzelwissenschaftlichen Forschung. Es impliziert aber jenes Problembewußtsein, jenen Impuls, der zu philosophischer Reflexion drängt. Eine solche aus der Hand des gleichen Autors wäre vielversprechend und daher wünschenswert.

E. G. J. Wehner

F. J. J. Buytendijk, Allgemeine Theorie der menschlichen Haltung und Bewegung, Springer-Verlag, Berlin — Göttingen — Heidelberg 1956 (367 S.).



The British Centre
„Die Brücke“

Frankfurt a. M., Kaiserstraße 48
Tel. 3 2286 u. 3 3794

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Monatsprogramm Juli/August 1956

Vortrag:

Monday, July 9th, 1956, 18.30 hrs. Mr. J. A. SUTHERLAND, M. A. „A recent visit to Pakistan“. A talk about the work of the International Labour Organisation in Pakistan.

Filme:

4. 7.—6. 7. 1956 „Londons Umgebung“ (D). Die schöne Landschaft rund um London. „The Thames from Royal Windsor to Tilbury“ (E). England berühmter Fluß von Windsor bis zur Mündung. „Tonight in Britain“ (E). Vergnügen und Unterhaltung in England.

11. 7.—13. 7. 1956 „The Holy Himalayas“ (E). Dokumentarfilm aus den Himalayabergen. „The Land of Enlightenment“ (E). Ausschnitte aus der indischen Geschichte. „Indian Arts through the Ages“ (E). Skulpturen- und Gemäldeausstellung in Delhi.

18. 7.—20. 7. 1956 „Ostafrika heute“ (D). Soziale und wirtschaftliche Entwicklung. „Sie pflanzten einen Stein“ (D). Ausdehnung des Baumwollanbaus im Sudan.

25. 7.—27. 7. 1956 „Besuch in Ulster“ (D). Allgemeiner Überblick über Nordirland. „Auf den Straßen von Ulster“ (D). Die landschaftlichen Reize Nordirlands.
(E) = englische Fassung, (D) = deutsche Fassung

Neue Vorführungszeiten:

mittwochs, donnerstags und freitags 15.30 und 17.15 Uhr. Außerdem donnerstags auch 18.30 Uhr

Für Schulen und Vereine Sondervorführungen des jeweiligen Wochenprogramms nach vorheriger fernmündlicher Vereinbarung (Telefon: 3 3794).

Play Reading:

Mittwoch, den 11. Juli 1956, 20 Uhr: J. B. Priestley: „Good Night, Children“

Mittwoch, den 25. Juli 1956, 20 Uhr: J. B. Priestley: „Laburnum Grove“

Wie in jedem Sommer wird „DIE BRÜCKE“ auch in diesem Jahr für einige Wochen ihre Pforten schließen, und zwar vom 5. bis 26. August 1956 einschließlich.

Um den regelmäßigen Lesern für diese Periode das „Brücke“-Buch nicht entziehen zu müssen, wird Ihnen die Bibliothekarin auf Wunsch mehrere Bücher, mit entsprechend verlängerter Leihfrist, aushändigen. Decken Sie also rechtzeitig Ihren Lesebedarf, aber vergessen Sie bitte nicht, alle Bücher in der ersten Woche nach der Wiedereröffnung, also spätestens bis 1. September zurückzugeben. Dadurch ersparen Sie sich und der „Brücke“-Bibliothekarin überflüssige Mahnungen, Zeit, Geld und Ärger.

Einer allgemeinen Umstellung in der Tätigkeit der „Brücken“ zufolge, werden mit dem 1. August 1956 die regelmäßigen Filmvorführungen eingestellt. Es sei aber bei dieser Gelegenheit ausdrücklich betont, daß einerseits von Fall zu Fall und auch auf Wunsch und Anregung der Besucher Sonderfilmvorführungen veranstaltet werden können und andererseits sämtliche Filme, die bisher in der „Brücke“ gezeigt wurden, nach wie vor allen Interessenten wie Schulen, Behörden, Vereinigungen, jeder Art, Gewerkschaften usw. kostenlos zur Verfügung stehen. Diese haben lediglich die Transportkosten für Hin- und Rückweg zu entrichten und haben sich außerdem zu verpflichten, keine gewerblichen Vorführungen zu veranstalten. Die Kataloge für 16 mm- und 35 mm-Filme können in der „Brücke“ eingesehen werden. Bitte, richten Sie Bestellungen direkt an

INTERFILM HAMBURG
British Information Services
HAMBURG 13, Sofienterrasse 13

Geheimnis um Odysseus

Immer wieder im Laufe der Literaturgeschichte hat die Imagination der Dichter sich mit der Handlung der beiden ersten großen Epen unseres Kulturkreises befaßt. Man hat sie nachgedichtet, modernisiert, psychologisiert und über sie meditiert. Die Homerübersetzungen der Elisabethaner wurden vor allem deswegen zu ihrer Zeit populär, weil in ihnen aus dem Original nahezu eine Zauber- und Märchengeschichte vor mythologischem Hintergrund nach dem Vorbild zeitgenössischer französischer Autoren geworden war. Zuvor schon hatte Chaucer, die in den Handlungsrahmen der Ilias gehörende, in ihr selbst aber nur angedeutete Troilus- und Cressida-Episode eingeführt, die Shakespeare später als Vorlage nahm. —

In unserer Zeit hat James Joyce in seinem Roman „Ulysses“ die Irrfahrten eines Mannes des europäischen Mittelstandes durch einen Tag in der Großstadt Dublin beschrieben. Obwohl die Kapitel des Romans in genauer Entsprechung zu den Stationen der Odyssee gehalten sind, ist der klassische Odysseus für Joyce schon nicht mehr nur der griechische Heerführer, der auf der Rückfahrt vom Trojanischen Krieg vom Zorn der Götter verfolgt, über die Meere irrt, sondern eine Gestalt, die Homer aus den Helden verschiedener älterer Mythen, von denen einer ein phönizischer Seeräuber gewesen sein soll, zusammengesetzt hat. Um auch hierfür eine Entsprechung zu geben, wählte Joyce in Leopold Bloom einen Juden zur Hauptgestalt seines Buches. Da jedes Kapitel des „Ulysses“ außerdem noch einer Farbe, einem Organ des menschlichen Körpers und einem Buchstaben des griechischen Alphabets entspricht — einer Methode, die der Autor aus dem frühen Mittelalter entlehnte — enthält der Roman eigentlich die Odyssee dreimal: einmal in ihrer klassischen Form als Voraussetzung, zum zweiten mittelbar als Brechung in Assoziationsketten, und zum dritten als Odyssee unseres Jahrhunderts, im Kampf eines einfachen Mannes durch das Labyrinth seines Alltags.

Trotz aller Entsprechungen haben sich die Akzente verschoben. Ist für Homer die Irrfahrt des Helden der eigentliche Anlaß zu dem Epos, so kommt es Joyce darauf an, das Verhältnis Odysseus/Telemachus mit neuen psychologischen Mitteln aufzuschließen und umzudeuten, indem er den jungen Intellektuellen Daedalus (Telemachus) ausziehen läßt, um seinen wahren, wenn auch nicht leiblichen Vater in Leopold Bloom zu treffen, der wiederum durch diese Begegnung von seiner endlosen Suche nach einem Sohn erlöst wird.

Weniger anspruchsvoll, wenn auch in seiner Sprache von strahlend klarer mediterraner Sinnlichkeit ist das Buch von Jean Giono „Die Geburt der Odyssee“.

„Die wolligen Wacholdersträucher, mit denen der Hügel bedeckt war, die kleinen Landhäuser, mit den schattigen Buchten unter leise rauschenden Zypressen, das Lied der Obstgärten und die Frauen mit Wasserkrügen, die sich über das Bassin beugten und die Hände voller Waschblau hatten — das war die Odyssee“, schreibt Giono über die Entstehung seines Romans.

Hier wird die reliefartige Starre des alten Stoffes durch die Klarheit der Landschaft gelöst. Es geht dem Provençalischen Giono ähnlich wie Ernst Schnabel in seinem „Sechsten Gesang“ in Odysseus um den Mann, der die Mythe, die sich um sein Leben zu bilden beginnt, einholt.

Der „Sechste Gesang“ Schnabels — so genannt nach eben dem sechsten Gesang der Odyssee, in dem ja bekanntlich die Irrfahrten des Odysseus als eine große Rückblende aufgerollt werden — der erst in einer Hörspieltrilogie und in einem auszugswiesigen Vorabdruck vorliegt und im Herbst als Buch erscheinen soll, hat vor und über jedem anderen Wert den Reiz dessen, was wir an einem Märchen von Tausend und Einer Nacht bewundern. Hier ist ein moderner Märchenerzähler am Werke, der ebenso das Interesse eines Tiefenpsychologen, wie das eines Lesers der „Bildillustrierten“ zu fesseln vermag, ohne dadurch sein Niveau aufzugeben.

Wichtig ist es, die Stilelemente aufzudecken, mit denen Schnabel arbeitet.

Sie sind erstens der Stil der modernen Kurzgeschichte à la Hemingway, zum Beispiel in der Anfangsszene, in der Odysseus vom Sturm seines Schiffes und seiner Gefährten beraubt, tagelang auf dem Meer treibt und zweitens folkloristische Elemente, etwa in der Deutung des Weges zu den Toten, die in der Handhabung des historisch vorhandenen Materials und der Plastizität seiner Verarbeitung stark an die „Zigeunerromane“ Lorcas erinnern.

Am meisten aber verblüfft die nahezu nahtlose Verbindung von Handlung und Reflexion.

Eine Meditation ähnlicher Art, wenngleich mit anderen Ambitionen, stellt der Odysseus-Roman „Homers Daughter“ von Robert Graves — bekannt in Deutschland als Autor der Claudiusromane — dar. Um das wissenschaftliche Ergebnis dieser Überlegungen kennenzulernen, halten wir uns am besten an Graves

„The Greek Myths“ (Griechische Mythen, zweiter Band, erschienen in einer billigen Ausgabe als Pinguin Book). Hier wird unter Berufung auf zeitlich so unterschiedliche Quellen wie Apollodorus (Epitome) und Samuel Butler, dem englischen Romancier und kultursatirischen Schriftstellers des 19. Jahrhunderts, die Theorie entwickelt, der Autor der Odyssee müsse eine Frau gewesen sein.

Von der ersten Quelle übernimmt Graves die Annahme, die „Odyssee“ erzählte eine Reise um Sizilien, von der anderen die weit kühnere Behauptung, Nausikaa sei das Selbstporträt der Autorin der Odyssee, einer jungen talentierten Prinzessin aus Sizilien. Beweise: die im Vergleich zu den Seefahrts- und Hirtenpassagen viel detaillierter und naturalistischeren Beschreibungen des höfischen Lebens. Weiter argumentiert Butler in seiner „Authoress of the Odyssee“, die Szene, in der beschrieben wird, wie Helena, die Helden im Bauch des Pferdes dadurch narrt, daß sie an der Außenwand mit ihren Fingernägeln über das Holz fährt, sei typisch weiblich. Jetzt erst beginnt seine eigene Theorie, ein kriminalistisches Brillantfeuerwerk: Nausikaa hat zwei verschiedene Erzählungen, die beide nicht von ihr selbst erfunden worden sind, zusammengeworfen und den Ort der Handlung in das Heimatliche Sizilien verlegt. Einmal, die halb historische Rückkehr Odysseus' von Troja und zum andern die allegorischen

Hermann Graf Keyserling gehört zu jenem Typus von Denkern, denen es weniger um ein aktives Eingreifen in das Leben zu tun ist als darum, sich gegenüber dem Vorhandenen eine bestimmte Haltung zu erarbeiten. Im Sinne der Schulsprache könnte er — wenngleich mit einiger Schwierigkeit — als Lebensphilosoph bezeichnet werden, wozu auch der Umstand, daß das vorliegende Werk vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges geschrieben wurde, berechtigen mag. Philosophie ist für Keyserling keine Wissenschaft, sondern Leben auf der höchsten Stufe der Bewußtheit seiner selbst. Es geht ihm bei der Reise um die Welt, deren empirische Details für ihn nur die Reibfläche für die Entzündung des Gedankens darstellen, wesentlich um die Erkenntnis und Verwirklichung des eigenen Selbst: „Der kürzeste Weg zu sich selbst führt um die Welt herum“. Es mag dahingestellt bleiben, ob es sich nicht bei diesem Gedanken um ein spätes

Mikrofilm-Aufnahmen

DISSERTATIONS-
ARBEITEN

Die **Photocopie**
Gesellschaft

FRANKFURT - MAIN Westendstraße 47 · Tel.: 77 84 41

Relikt des deutschen Idealismus handelt, bei dem ja der Weg des Geistes zu sich selbst auch durch alle Weltgestalten hindurchführt. Zu stützen wäre diese These vielleicht dadurch, daß auch Keyserling die abstrakte Identität des Ich leugnet. Indem es die Welt erfährt, ist das Ich jeweils das Erfahrene und es selbst.

Da echte Erfahrung heutzutage zu einer seltenen Angelegenheit geworden ist, wirkt die feine und behutsame Weise des Autors, mit den Dingen umzugehen, um so bestechender. Er läßt sie gleichsam ausreden, ehe er sich ihnen mit präformierten Kategorien nähert. Die Reiserlebnisse sind zugleich geistige Erlebnisse. Jedes enthält etwas vom Vorhergehenden in sich aufbewahrt und die Konzeption des Autors stellt sich in der Abfolge der Erlebnisse her.

Ehe auf einige Einzelheiten eingegangen wird, ist als Gesamteindruck hervorzuheben, daß das Buch einer heilsamen Relativierung unserer europäischen Erstarrungen nur förderlich sein kann. Europas kleinlichen Zänkereien, des Absolutheitsanspruchs seiner Konfessionen und politischen Glaubensbekenntnisse, verblaßt angesichts der Kulturen des Fernen Ostens, die ausführlich in Keyserlings Buch geschildert werden. Farbige Darstellungen der Welt und denkende Betrachtung sind aufs engste miteinander verwoben, wobei Keyserling die Bildung des Adligen mitbringt, die es ihm gestattet, West und Ost in ihren repräsentativen Gestalten zu konfrontieren. Da steht Buddha neben Nietzsche, uralte indische Weisheit neben der Theologie Luthers. So sehr der Autor bemüht ist, Neues zu berichten und herkömmliche Klischees aufzugeben, so kommt er doch von gewissen starren Antithesen nicht ganz los. Man hört vom „angelsächsischen Materialismus“ und vom „indischen Spiritualismus“, wozu rein terminologisch zu sagen ist, daß Materialismus als Metaphysik mitunter wechselt wird mit einer „materialistischen“ Lebensführung, ein alter Fehler, der auch heute noch viele Diskussionen schwer belastet.

Den religiösen Führern Indiens wird es hoch angerechnet, daß sie sich allen geschichtlichen Prognosen entgegenstellen, was dem christlichen Theologen schwerfallen müsse wegen des eschatologischen Gehaltes seiner Religion. Von ihr wird behauptet, daß sie die westliche Menschheit niedrig gemacht habe: „Der ekle Materialismus unserer Tage ist das Ekelkind des mittelalterlichen Strebens nach dem Himmelreich, die immer ernstlicher drohende Herrschaft der rohen Plebs über alle feineren und geistigeren Elemente eine Konsequenz dessen, daß die Armen im Geist über ein Jahrtausend lang selig gepriesen worden sind. Sie haben es schließlich geglaubt, daß sie die Einzig-wertvollen sind und ziehen nun die praktischen Folgen aus ihrem Glauben“. Diese heftige Invektive gegen das Christentum erinnert an Nietzsches Philosophie. Richtig wird auch die Beziehung von säkularisierter christlicher Eschatologie und Sozialismus erkannt, die damals noch Originalität für sich beanspruchen konnte. Jedoch zeigt das angeführte Zitat auch an, in welche Schwierigkeiten ein Denken notwendig geraten muß, das, nach eigenem Bekunden, an der Welt nur interessiert ist, sofern diese zur Realisierung des eigenen Selbst beiträgt, nicht eigentlich an ihrem Da- und Sosein. Was es mit dem eklen Materialismus der rohen Plebs auf sich hat, kann nur ein weniger kontemplatives Bewußtsein erschlie-

Abenteuer eines anderen Helden, der, als seine Frist als heiliger König abgelaufen war, nicht abdanken wollte, wie das zum Beispiel auch bei Odysseus' Großvater Sisyphus der Fall gewesen war.

Mit dieser Sicht gerät allerdings auch der gute Ruf Penelopes bedenklich in Gefahr. Graves gräbt nämlich nun eine wenig bekannte Version der Geschichte um die Treu-ausharrende aus, in der sie die Geliebte des Hermes und durch diesen die Mutter des Großen Pan wird und weist an Einzelheiten, die auf eine mütterrechtliche Gesellschaftsordnung schließen lassen, nach, daß diese Fassung die ursprüngliche war, während Nausikaa, die später und unter einer patriarchalischen Ordnung lebte, die etwas zu liberale Lebensweise ihrer weiblichen Heldin, in der uns bekannten Weise abänderte.

Man kann Mythen durch den Brunnenschacht der Zeit betrachten — wie das Thomas Mann und Joyce getan haben — und sich als Sybille gebärden, deren dunkle Zaubersprüche der Wasserspiegel wie die Wolke, die ihn reflektiert, verbinden; man kann die Brunnenengel mit der Stimme des Märchenerzählers beschwören oder aber den Brunnenspiegel mit einer hastigen Gebärde zerschlagen und seine Scherben in neuer Schönheit anordnen. Immer aber bleibt hinter dem Spiegel die Sphinx, von Ferne lächelnd, höhnisch oder verlockend.

Hans-Christian Kirsch

Reisender in Philosophie

ßen. Wer sich der Grausamkeiten des letzten Weltkrieges und des Hitlerregimes noch erinnert, und sich auch einen Blick bewahrt hat für das Unrecht, das auch gegenwärtig noch geübt wird, dem wird es sehr schwer fallen, an die Existenz objektiver „spiritueller Werte“ zu glauben, von denen Keyserling wiederholt spricht.

Seine konservative Gesinnung tritt immer wieder zu Tage, wenn er die USA mit dem Europa seiner Zeit hinsichtlich der ökonomisch-soziologischen Verhältnisse vergleicht. Der europäische Proletarier schlepe aus der patriarchalischen Ära noch das Vorurteil mit, das die höheren Schichten verpflichtet seien, für ihn zu sorgen. Mit dem Aufkommen freier Vertragsverhältnisse zwischen Arbeitgeber und -nehmer sei diese Forderung jedoch gegenstandslos geworden. Die Arbeiter hätten in Europa noch nicht gelernt, ihre Individualität im amerikanischen Sinne zu entfalten. In den USA werde von keinem erwartet, daß andere für ihn zu sorgen hätten, daher strebten die amerikanischen Arbeiter auch nicht den „Ruin der Wohlhabenden“ an. Die sozialen Spannungen werden nicht gesellschaftlich — immanent, sondern aus subjektiven Haß- und Neidgefühlen erklärt. Im Zusammenhang mit solchen und ähnlichen Erörterungen, die der eigentlich soziologischen Problematik bewußt aus dem Wege gehen, spricht Keyserling von der „effektiven Aristokratie“, die dann entstehen könne, „wenn jedem das Recht zugestanden wird, seinen eigenen Vorteil rücksichtslos zu wahren“.

Ein Zustand, in dem der, der nicht zu arbeiten vermag, ruhig Hungers sterben kann, wird als vorläufige Erscheinungsform einer „sich festigenden Selbstbestimmtheit“ bezeichnet, der vom Standpunkt einer besseren Zukunft annehmbarer sei als alle „Humanitätsduseleien“. Sich den „Lichtseiten“ des amerikanischen Daseinskampfes zuwendend, führt Keyserling aus, daß er die Menschen „hart und elastisch wie Stahl“ mache. Amerikanische Wirtschaftsauffassung „züchte“ überlegene Menschen, sie sei der Keim zu jenem höheren Zustande, „wo das Bewußtsein der tiefsten Zusammenhänge des Lebens an kein materielles Substrat mehr gebunden erscheint“. Es steht dahin, ob der Autor der Wahrheit seiner idealistisch-allzu-idealistischen Sentenzen sicher ist. Selbst reine Inwendigkeit ist mehr an die reale Welt gekettet, als sie zugestehen will. Sich die Welt zum bloßen Spielzeug machend, gerät sie in Gefahr, selber zu einem der Welt zu werden.

Trotz solcher gesellschaftlichen Bedingtheiten, die sich vor allem in Urteilen über wirtschaftliche und soziologische Tatbestände — dafür spricht die Neuherausgabe des Keyserlingschen Gesamtwerks — durchsetzen, vermittelt das Buch eine spannende Einführung in die fernöstlichen Kulturen und Weltanschauungen. Wo es darum geht, spezifische Bewußtseinszustände des asiatischen Innendenkens zu beschreiben, die wir Europäer uns zwar rational verdeutlichen, nicht aber erleben können, da läßt Keyserling seine schon angedeutete, fast phänomenologisch zu nennende Exaktheit walten, ob es sich um den Okkultismus, das Yogasystem, indische Kunstauffassung, chinesische Mystik oder japanische Erotik handelt.

Durch das Ganze der Darstellung schimmert eine Geschichtsphilosophie, deren Kulturbegriff manches gemein hat mit dem H. St. Chamberlains, Nietzsches und Spenglers. Eine gewisse Vorliebe für biologische Kategorien fällt auf. Parallel dazu geht die Scheidung von Geistseele und Intellekt. So wird verständlich, daß rationale Systematik oder ausgearbeitete Erkenntnistheorie bei Keyserling nicht zu finden sind.

Was sein Denken trotz aller asiatischen Einflüsse mit großer europäischer Tradition verbindet, ist seine Erhabenheit gegenüber allen geistigen Verkampfungen, dem Völkerhaß und jeder Form des Fanatismus. Nicht zuletzt liegt hierin die Bedeutung des Werkes für uns.

Alfred Schmidt

Hermann Graf Keyserling: Das Reisetagebuch eines Philosophen, Holle-Verlag Darmstadt, 1956, Preis: 28,— DM.

Folgende Lichtspieltheater geben in ihrer 1. und 2. Nachmittagsvorstellung Studenten Ermäßigung.

Bambi: DM 1,—
Olympia: DM 1,—
Camera: DM 0,80

Diese Regelung gilt für die Vorstellungen von Montag bis Freitag.

Der Allgemeine Studentenausschuß

Universitätsbuchhandlung

BLAZEK & BERGMANN

Inhaber: Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 936 33 u. 952 64

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

Shakespeare war schuld daran



Er war gern allein. Abends ging er spazieren, ziellos und voller Neugier. Ein Lächeln erschien um seinen Mund. Es könnte schön sein, mit jemandem zu reden. Gehen. Die Worte liegen auf der Straße. Es sind Schritte. Er trat seinen Schatten vor sich her. Mit jemandem sprechen. Seine Finger spielten mit einem Stück Papier. Es wurde immer fester.

Plötzlich hörte er Stimmen durch die Bäume. Er ging dem Geräusch nach und stand vor der Freilichtbühne.

Drei gotische Steinbögen wuchsen hoch, die Silhouette des Schlosses verschmolz im Hintergrund, Amseln flatterten durch den Jasmin. Man probte den Hamlet.

Er lehnte seine Stirn an den Bretterzaun, der das Bild zerschnitt. Er sah zu. Es war das Ende. Die Stimmen lösten sich aus der Verwirrung. Der Rest ist Schweigen.

Später verloschen die Scheinwerfer. Die Schauspieler traten aus dem Nebeneingang. Sie hatten die Rollen mit ihrem Ich vertauscht. Er hörte ihre Reden und erwachte aus seiner Gespanntheit, als er das Mädchen bemerkte, das seit einer Stunde vor der nächsten Zaunspitze stand, sich zuweilen auf ihre Zehenspitzen erhob, die Anstrengung vor Aufmerksamkeit mißachtend. Sie löste sich zögernd und wandte sich zögernd zum Gehen. Dabei begegnete sie seinen Augen und lächelte flüchtig.

Es war schon spät und die drei ersten Schritte entführten sie ihm ins Dunkel.

Er ging später nach Hause, saß noch lange am Fenster. Er dachte nicht an Shakespeare.

Am nächsten Abend kam er wieder an die Stelle, ohne es weiter beabsichtigt zu haben. Er errötete ein wenig.

Es war alles wie gestern. Sie spielten den 3. Akt. Den Anfang nehmen wir zum Schluß, hörte er eine heisere Stimme sagen.

Er spürte, als das Mädchen kam. Sie ging weich und leise und erstaunte nicht, als sie ihn sah.

Er schwieg und drehte seinen Kopf zur Seite. Endlich spielte man den Anfang. Er verlor den Sinn der Worte. Rhythmus raffte das Geschehen. Er konnte sie beobachten. Sie liebte Shakespeare.

Die Stirn an den Zaun gelehnt, den Mund etwas offen, schien sie in einem Traum zu verharren, Sie schüttelte manchmal den Kopf. Sie hatte lange seidige Haare. Ihre Augen leuchteten grün. Er taufte sie Ophelia.

Beim Fortgehen warf sie ihm wieder ein kurzes Lächeln zu. Es dauerte noch fort, als sie gegangen war.

Er hätte etwas sagen sollen, etwas über Shakespeare.

Morgen, dachte er.

Sie kam später, um ihre Beine floß ein weinroter Rock. Sie lächelte schon von fern und sah ungeduldig auf den Lattenzaun, drehte sich plötzlich zu ihm um und sagte:

„Vielleicht können wir hingehen. Drinnen haben wir bessere Sicht.“

Sie sagte wir. Er hörte es heraus und seufzte. Um einer Antwort zu entgehen, drückte er sich mit seinem Oberkörper gegen die Tür. An seinen Schläfen zitterten die Adern. Die Tür gab nicht nach.

„Jetzt ist alles aus“, durchzuckte ihn. Sie würde neben ihm in Bewunderung versunken weiter die linke Seite der Bühne betrachten und das Wir vergessen. Sie hatte es betont. Er war sicher. Es klang vertraut. Noch lange kostete er den Gedanken aus, unfähig, einen anderen zu fassen.

Sie stand da und betrachtete mit gerunzelter Stirn die widerspenstige Tür, unmutig darüber, daß ihr Vorschlag mißlang. „So was Dummes.“ Ihre Stimme wurde schärfer.

Unerwartet drehte sie sich herum und einer plötzlichen Eingebung folgend fügte sie rasch hinzu.

„Da! Kommen Sie, schnell!“

Sie hatte eine Lücke in der Hecke entdeckt. Er folgte in schlaksigen Schritten und zweifelte an einem Satz, den er aussprechen wollte.

„Es hat keinen Zweck.“

Dann saßen sie in der ersten Reihe und sahen ungestört Shakespeare. Sie stützte ihr Kinn mit der Hand. Über ihre niedrige Stirn fielen einige Locken. Ihr rechter Fuß malte Figuren in den Sand. Ophelia trug grüne Schuhe.

Nachher fing es leise an zu regnen. Es roch nach Jasmin. Man brach das Spiel ärgerlich ab.

Er ging schweigend neben ihr her und schämte sich, daß er atmete. Man war viel schneller in der Stadt. Gerade hatte er einen Satz entdeckt, einen kritischen Vermerk zu der Aufführung, als sie ihm zuvorkam und sagte:

„Ich muß jetzt gehen. Es war schön. Morgen fahre ich wieder nach Hause. Auf Wiedersehen.“



Sie schaute ihn an, hob die Hand sanft zum Gruß, ließ sie aber wieder fallen. Sie lächelte, als sie ging. Die Dämmerung schluckte sie bald. Er starrte noch lange in ihre Richtung, bis der grelle Lichtkegel eines Autos alles verwischte. Es war so seltsam.

Er drehte sich um und ging. „Auf Wiedersehen.“ Er spürte zum ersten Mal den Sinn der Worte.

Die Aufführung war schlecht gewesen. Die Verse klangen gestelzt, als hätten sie nur noch theatralischen Sinn. „Wir“. Aber das Gewöhnliche nahm überhand, und hüllte ihn ein.

Jeden Sommer im Juni ging er auf den Schloßberg zur Freilichtbühne. Aber niemals geschah etwas. Die Gesichter glitten fremd an ihm vorüber. Schließlich war er wieder gern allein, durchstreifte die Stadt in den Abendstunden. Die Welt wurde fremder. Nur als die Kritik des Stückes in der Zeitung erschien, war alles noch einmal da, gerade so lange, daß er einen Augenblick Schmerz empfand. Sie hatte grüne Augen.

„Geh in ein Kloster!“

Er erinnerte sich, daß sie bei diesen Worten erschrak.

Später trat er in das Geschäft seines Vaters ein und wurde tüchtig. Er gab sich Mühe, kam vorwärts, vergaß jedoch zu sagen, in welcher Richtung. Seine Spaziergänge gab er auf. Er fühlte sich nicht mehr allein. Die unzähligen Pflichten fesselten ihn an die Welt, an die große Welt müßte man sagen.

Einmal kam er nach England.

London überraschte ihn nicht, er hatte Bücher darüber gelesen und wußte Bescheid.

Die Angelegenheit zögerte sich hinaus und der Geschäftsfreund nahm ihn mit in den internationalen Club, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Da träfe man immer ein paar Deutsche. Sie suchen Gesellschaft.

Er spürte keine besondere Lust, aber ging dann doch, aus Höflichkeit, wie er es immer tat, wenn er nicht wußte, was er anfangen sollte.

Es war langweilig.

Man trank Tee, rauchte und unterhielt sich über alles. Ein Neger fragte ihn nach dem Stand der Krebsforschung in Deutschland. Man müßte doch ein Mittel finden. Eine zierliche Inderin sang ein Lied. Er klatschte.

Schließlich setzte er sich in eine Ecke und betrachtete die anderen durch den Rauch einer Zigarette. Ihre Gesichter verschwammen im bläulichen Dunst. Die Stimmen schmolzen zu einem endlosen Geräusch.

Er hörte nicht, als sich die Tür öffnete. Ein Luftzug traf ihn kühl.

Ein Mädchen war eingetreten und sah sich suchend um. Offenbar fand sie nicht, was sie suchte.

Sie streifte ihn mit einem Blick und fragte dann etwas auf Englisch. Er verstand es nicht. Er entschuldigte sich stotternd. Irgendetwas in ihrem Lächeln verwirrte ihn.

„Oh, Sie sind auch Deutscher“, unterbrach sie sein Erstaunen. „Wie schön! Wir sind heute die beiden einzigen hier. Woher stammen Sie?“

Er sagte es.

Sie kannte die Stadt, war einmal kurz dagewesen. Aber das war vor Jahren. „Eine schöne Stadt“, meinte sie, „und alt“.

Er stimmte ihr zu.

Sie wurde gesprächig und setzte sich mit einer eigentümlichen sanften Bewegung auf den nächsten Stuhl. Sie hatte grüne Augen. Wie ihm England gefiele? Sie sei eigentlich nur hier, um Shakespeare im Original zu sehen. Im Old Vic gebe man gerade den Hamlet.

„Ich liebe Shakespeare“, bekannte sie. „Schon gesehen?“

„Doch, doch, ja gerade dieses... aber offen gestanden, ich weiß nicht recht, es war eine schlechte Aufführung.“ Sie fand ihn komisch. Sie spürte, daß er etwas anderes sagen wollte.

„Das ist doch kein Grund. Sie müssen Shakespeare im Original lesen.“

Sie sahen sich an. Seine Hände spielten. Er schwieg.

Sie wandte sich ab und sah abwesend aus.

„Ich würde die Ophelia spielen“, sagte sie traurig.

Eine Frage dämmerte in ihm hoch, aber als er suchend an die Decke sah, traf er auf halbem Wege das Gesicht seines Geschäftsfreundes, der meinte, es wäre wohl besser zu gehen. Er erhob sich steif, beugte sich über ihre Hand und ging dann zur Tür. Sie war verschlossen. Die nächste stand offen. Er zündete eine Zigarette an. Als er sich umdrehen wollte, kam der Neger auf ihn zu. Aus seinem Gesicht glänzte ein Lächeln. Sein massiger Körper füllte die Tür aus.

Am nächsten Morgen wickelten sich die Dinge unerwartet rasch ab, und am Tag darauf konnte er fahren, mit einem günstigen Abschluß in der Tasche.

Er kaufte sich noch eine Shakespeareausgabe und versuchte, sie auf dem Schiff zu lesen. Es war so seltsam.

Er ließ das Buch liegen. Später ertappte er sich, als er sagte, man wisse überhaupt nicht, ob Shakespeare den Hamlet geschrieben habe.

Er hätte sich ärgern können.

H. H.

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

Zum Thema Agrarpolitik

in Offene Welt. 1956, H. 43.

Kolonialimperialismus und Kolonialpolitik. Am Beispiel Frankreichs in Nordafrika

Henri Brunschwig in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung vom 16. 6. 1956.

Deutsche Demokratie gestern und heute

Wilhelm Mommsen in Frankfurter Hefte. 1956, H. 74.

Kultur

Dichtung und Film. Vier Beiträge

in Akzente. 1956, H. 3.

Gutachten des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen. Osteuropa in der deutschen Bildung

in Frankfurter Hefte. 1956, H. 6.

Die geistige Situation im heutigen China

Thaddäus Hang in Universitas. 1956, H. 6.

Wandlung der Gesellschaft vom Gestern zum Morgen

Friedrich Heer in Hochland. 1956, H. 5.

Regel und Freiheit in der Sprache. Die Sprache als gesellschaftliches Kriterium

Bruno Snell in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 11.

Vom Umgang mit Menschen

Eduard Spranger in Universitas. 1956, H. 6.

Die zweite industrielle Revolution. Eine entscheidende soziale Frage

Fritz Sternberg in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung vom 23. 6. 1956.

Die Großmacht Chemie und ihre Leistungen für die materielle Kultur

Paul Walden in Universitas. 1956, H. 6.

Wissenschaft

Abhandlungen zum Problem der Schichten

in Studium generale. 1956, H. 4.

Die Entstehungssituation der analytischen Psychologie im 19. Jahrhundert

Leo Dembicki in Frankfurter Hefte. 1956, H. 6.

Probleme der neueren und neuesten Geschichte. Über der Notwendigkeit erweiterter Forschungsmethoden

Percy Ernst Schramm in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 11.

Kurse für Sprache und Dichtung

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main, veranstaltet in der Zeit vom 1.—31. August 1956 Ferienkurse für Ausländer über deutsche Sprache und Literatur. Die Ferienkurse bieten Ausländern, insbesondere ausländischen Studenten der Germanistik, gründliche Ausbildung im Gebrauch der deutschen Sprache. Die Kurse haben auch stets das Interesse ausländischer Dozenten und Lehrer der deutschen Sprache im Ausland gefunden. Vorlesungen, Vorträge und Kolloquien über Literatur, Phonetik und Vortragskunst, Philosophie, Kunstgeschichte und Musik führen in Verbindung mit Lese- und Volksliederabenden, Besichtigungen und Exkursionen in das deutsche Geistesleben ein. Die Kursveranstaltungen finden überwiegend in der Universität und in dem gegenüber der Universität gelegenen, neuerrichteten Studentenhaus statt. Nähere Auskunft erteilt das Kursbüro: Akademische Auslandsstelle, Frankfurt am Main, Universität, Mertonstraße 17, Zimmer 68, Telefon 77 41 62; Leiter: i. V. Hans Boller. Die wissenschaftliche Kursleitung hat Prof. Dr. Erich von Richthofen.

Briefe an die Redaktion

Admiration pour Hitler

„Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit, reißt die Fahnen höher Kameraden“. Diese Liederstrophe fehlte eigentlich noch in dem Artikel „Junger deutscher Reigen“, um ihn 100 % publikumsreif und „up to date“ erscheinen zu lassen. Wir wollen dem Verfasser nicht unterstellen, daß er einen engeren Kontakt mit denen vom „Jungen deutschen Reigen“ pflegt, sonst würde er den Leser sicher etwas mehr über Sinn und Zweck dieser von ihm aufgezeigten Organisationen orientiert und seinen interessanten Ausführungen nicht nur durch eine recht aufschlußreiche, doch scheinbar aus dem Zusammenhang gerissene Zitierung von Briefstellen und Programmankündigungen eine etwas einseitige Richtung gegeben haben.

Was nun die Überschrift betrifft, so fragt man sich, wieso „Junger“ deutscher Reigen? Der Verfasser führt in seinem Artikel an, daß wohl junge Menschen in der von ihm aufgezeigten Bewegung tätig sind; die Idee und die Funktionäre dazu entstammen aber doch einer Zeit, die wir schon meinen hinter uns zu haben. Daraus ergibt sich, daß dieser „junge Reigen“ eigentlich gar kein junger Reigen der Idee nach ist, sondern höchstens ein aufgewärmter alter Reigen, der durch die, die ihn aufwärmten, ein wenig braun angebrannt zu sein scheint.

Als nächstes fällt einem das Wort „deutsch“ auf. Unter diesem Wort stellt man sich bildhaft den Ausdruck einer Zeit vor, wie er uns von Hans Sachs und seinen Zeitgenossen überliefert wird.

Nun, auch der „Reigen“, der doch etwas zartes, ätherisches darstellen soll, scheint durch Trommeln, Fanfaren und Marschritte untermalt, als musikalisches Novum nicht vom Verfasser verschont worden zu sein.

Aber, fragt man sich, um aus dem „Negieren um jeden Preis“ wenigstens etwas herauslesen zu können, haben diese jungen Menschen nicht Ideen, oder glauben sie wenigstens, welche zu haben, für die sie bereit sind einzutreten? Wenn wir auch nicht mit diesen Ideen einverstanden sind, so muß man doch die Tatsache, daß junge Menschen sich für etwas begeistern, als etwas durchaus Positives halten.

Im Gegensatz zu vielen Jugendlichen in der Bundesrepublik, die sich mit dem Problem einer Auseinandersetzung zwischen heute und morgen in keinsten Weise beschäftigen und sich nur einem oberflächlich „in den Tag Hineinleben“ hingeben. Hier wäre es aber eine Aufgabe, diesen jungen Menschen zu zeigen, wofür und für wen sie eintreten und was sie bekämpfen. Es müßte doch möglich sein, diese Bereitschaft in Bahnen zu lenken, die unserem jungen Staat nützen können.

Darin ist allerdings in diesem Artikel nichts zu lesen. Es genügt nicht allein, gegen eine Sache zu sein, sondern man muß, wenn man eine Kritik übt, auch eine konstruktive Kritik üben, sonst kann man nicht überzeugen.

Der Verfasser des Artikels „Junger deutscher Reigen“ erwähnt zu Beginn seiner Ausführungen, daß u. a. auch die „Flämische Soziale Bewegung“ sich in die Reihen derer gestellt hat, die sich als „National bezeichnen und in Wahrheit als faschistisch gelten müssen“.

Uns Deutsche nimmt so etwas Wunder. Wie kommt es, daß Belgier zu der Gründung eines „Kameradschaftsring (deutscher) Nationaler Jugend“ erscheinen?

Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß eine große Anzahl von Flamen eine große Vorliebe für uns Deutsche hegen, und daß viele von ihnen bei den „Swartjes“ waren, einer vor und während der Besetzung in Belgien existierenden Art „Hitlerjugend“. Aus ihnen setzten sich später sogar die im deutschen Heer kämpfenden Freiwilligenverbände zusammen, die auch heute noch durch eine „Soldatenzeitung“ in Verbindung stehen.

Jenes „braune Gedankengut“, das man bei uns durch den, auch so geistreich ersonnenen Verwaltschaftsakt der Entnazifizierung aus den Hirnen aller derer auszotteln wollte, die davon infiziert waren, oder die man für infiziert hielt, ist anderswo noch nicht

so weise entfernt worden. Das zeigt jener Zettel, der dem Verfasser zu dessen großer Verwunderung in einer französischen Hafenstadt von einem Franzosen wortlos auf den Tisch gelegt wurde.

J'ai eu pour HITLER une profonde admiration, et malheureusement il a manqué de faire l'unification de l'Europe.

Die Ideologie des Weiterwurstelns

Wird das Abendland, das auf der Freiheit, der Selbstgestaltung des Menschen beruht, wenn nicht zwangsläufig, so doch tatsächlich im Totalitarismus untergehen? Wird der Mensch, durch Krisen und Kriege geschreckt und in seinem Sicherheitsbedürfnis nach den nächsten Strohhalmen greifend, versäumen, seine moralischen und intellektuellen Kräfte anzuspannen, um dem Sog gen „1984“ zu widerstehen?

So scheint z. B. Helms (in seiner Stellungnahme zu dem Aufsatz „Überwindung der Monopole“ im Januar-DISKUS und den Zustimmungen im Februar- und April-DISKUS) in seinem Vertrauen darauf, daß das herkömmliche konjunkturpolitische Instrumentarium zur Lösung unserer wirtschaftlichen Probleme ausreichend sei, dadurch nicht erschüttert zu werden, daß die USA im Jahre 1941 bereits wieder 5 1/2 Mill. Arbeitslose hatten. (Im übrigen ist auch diese Zahl nur eine Folge der damals bereits anlaufenden Rüstungskonjunktur; im Jahre 1938 hatten die USA 10 Mill., 1939 9 Mill. Arbeitslose, Zahlen aus Otto Valentin, Überwindung des Totalitarismus, S. 152.)

Dieses Sichfügen in die Gegebenheiten ist ein vorherrschender Zug unserer Zeit. Man hat sich mit der weitgehenden Auslieferung der staatlichen Wirtschaftspolitik an die Interessentenhäufen abgefunden, unter deren Einfluß sich eine uferlose Gesetzesfabrikation mit Konkurrenzbeschränkungen, Subventionen und Privilegien vollzieht. Statt auf dem freien Markt werden wirtschaftliche Interessen mehr und mehr über sich ausbreitende Behörden vertreten.

Das Eingreifen des Staates in den Wirtschaftsablauf wird als unvermeidliches Übel betrachtet. Aber die heutige Wirtschaftstherapie des Staates ist doch nur ein Herumkurieren an den Symptomen. Das zugrunde liegende Übel wird dadurch nicht überwunden. Es besteht darin, daß die gewaltige Produktionskraft unserer modernen Industriegesellschaft in immer kürzeren Zeitabständen zum Erlahmen der privaten Wirtschaftstätigkeit führt, weil die sinkende Rendite eine allgemeine Anlageunlust und damit die sogenannte Rentabilitätskrise bewirkt. Diese Feststellung hat nichts mit einer monokausalen Krisenerklärung zu tun, sondern bezeichnet nur das Kernstück des kapitalistischen Dilemmas.

Um dieser Schwierigkeit Herr zu werden und die Wirtschaft auf den Beinen zu halten, hat der Staat ein ganzes Arsenal von Mitteln aufgeboden. Zunächst die staatliche Investitionspolitik. Man lockt das schleichende Geld durch Staatsanleihen an und schließt die Investitionslücke durch Staatsaufträge. Die Folge ist eine immer höhere Staatsverschuldung, die wiederum einen Zwang zur Inflation in sich birgt. Die USA haben gegenwärtig etwa 270 Mrd. Dollar Staatsschulden, die der Steuerzahler an den Kapitalbesitzer zu verzinsen hat. Bei produktiver Investition wird zudem das Problem verschärft, nicht etwa gelöst. Denn der Prozeß der Kapitalbildung geht immer weiter. Damit wird der Druck auf den Zins und die Unlust zur privaten Kapitalanlage immer größer.

Auch durch Kapitalexpert kann man den Druck auf die Kapitalrente mildern. Damit geht jedoch einher die Abschnürung des Inlandmarkts von der ausländischen Konkurrenz durch Schutz-zollpolitik, Devisenzwangswirtschaft und Handelskriminalisierungen aller Art. Auch hier ständige Erhöhung der Staatsschuld und der Steuerbürde. Durch Bau von Kanonen und Atombomben wird die Rendite nicht gefährdet (über die Notwendigkeit einer Rüstung ist damit nichts gesagt). Versagt dieses Ventil, wenn Abrüstung modern wird, dann ist das Problem wieder da.

Auch die dosierte Inflation (Prof. Slichter), durch die der allgemeine Preisstand jährlich um einige Prozent gehoben werden, die Kaufkraft des Geldes also abnehmen und das Geld in den

Umlauf gezwungen werden soll, bringt keine Lösung. Dosierte Inflation wäre gegenüber der Krise das kleinere Übel; doch müßte man sich bei langfristigen Geldanlagen durch Wertsicherungsklauseln gegen den Kaufkraftverfall schützen können, was nach § 3 des Währungsgesetzes — angeblich zum Schutz der Währung — verboten ist.

Ebensowenig wie die bisherige Wirtschaftspolitik die Deflation zu vermeiden vermag, ohne gefährliche Nebenwirkungen auszulösen, kommt sie an der Inflation vorbei. Der primäre Grund der viel beredeten „Konjunkturüberhitzung“ in der Bundesrepublik liegt darin, daß im jetzigen System die BdL die Verkaufserlöse der Exporteure erwirbt — auch Schäffers Milliarden diente dieser Exportfinanzierung —, so daß ein hoher Exportüberschuß zwangsläufig zu einer übermäßigen Erweiterung des Geld- und Kreditvolumens und damit zu einer Durchkreuzung der Stabilisierungsmaßnahmen der Notenbank, also ihrer eigentlichen Aufgabe, führt. Die Gegenmaßnahmen der Diskonterhöhung bedeutet eine Roßkur für die Wirtschaft: Handel und Industrie erhalten Prügel für die öffentliche Hand.

Es ist grundfalsch, mit Helms anzunehmen, der liberal-soziale Vorschlag beschränke sich demgegenüber auf eine Geldreform oder, noch enger, auf die Einführung einer Umlaufsicherung des Geldes. Wie der angegriffene Artikel der Liberal-Sozialen Hochschulgruppe richtig herausstellt, geht es zuerst um die Schaffung einer Wirtschaftsordnung des vollständig freien Wettbewerbs. Also z. B. um die Freigabe des Bau- und Wohnungsmarktes (mit vorübergehenden Mietsubventionen), damit endlich Anreiz zu ausreichendem Bau von Wohnungen statt Luxusbauten besteht; weiter um Freigabe der Landwirtschaftspreise, um Abbau der Zollschränken, die einen heilsamen Zwang zur Intensivierung verhindert haben; vor allem aber um eine gesunde Finanzgebarung der öffentlichen Hand!

Unrichtig ist Helms' Annahme, die Einführung einer Geldsteuer müsse zur Inflation führen. Da dem Staat die Instrumente der Geldmengenpolitik bereits zur Verfügung stehen, da er also dann beide Komponenten der „wirksamen Nachfrage“, Geldmenge und Umlaufgeschwindigkeit, in der Hand hätte, könnte und müßte er zwecks Stabilisierung der Währung die Geldmenge entsprechend verringern.

Die durch Schaffung einer Güterfülle und Herunterkurieren des Zinses eintretenden sozialen Folgen einer Dauerkonjunktur in Gestalt der Überführung von Kapitaleinkommen in Arbeitseinkommen werden im herrschenden System durch entsprechende Zunahme der Kapitaleigenschaft des Bodens („Flucht in den Boden“) aufgehoben. Denn bei sinkenden Zinssätzen steigen die Bodenpreise entsprechend. Selbstverständlich können Zins und (absolute!) Grundrente auch gleichzeitig steigen (Helms); die realen Bodenpreise (städtische) in der Bundesrepublik sind übrigens, entgegen Helms' Ansicht, gegenüber 1914 auf etwa die Hälfte gesunken, und zwar vornehmlich wegen des hohen Kapitalzinses. Mit den von Helms angegriffenen Formulierungen hatten die Verfasser offenkundig den (relativen) Grundrentenzuwachs im Auge und wollten sagen, daß die Bodenpreise (Bodenwert = kapitalisierte Grundrente) bei gegen null Prozent sinkenden Zinssätzen gegen unendlich tendieren. (Vgl. hierzu Herbert K. R. Müller, Die städtische Grundrente und die Bewertung von Baugrundstücken, 1952.) Diese Gesetzmäßigkeit ist unmittelbar evident (Bsp. Ein Grundstück, das 100 DM Grundrente abwirft, hat bei 5% Landeszinssfuß 2000 DM Bodenwert, bei 1% einen solchen von 10 000 DM, bei 0% ist es unverkäuflich). Von anderen angeblichen Gesetzmäßigkeiten, die Helms fälschlich bei den Verfassern zu finden glaubt, steht dort kein Wort.

Die von Wulsten im einzelnen nicht genannten „verheerenden Folgen“ einer Politik des Laissez-faire gegenüber dem Boden beruhen auf der zunehmend eintretenden „Bodensperre“, die zwangsläufig zu einer neuen Art von Feudalismus führen müßte.

Dies alles hätte Helms überdenken sollen, bevor er auf die von den Verfassern des Aufsatzes „Überwindung der Monopole“ und der Zuschriften gewählten Begriffe einging. Zunächst gilt es, „zu den Sachen selbst“ zurückzukehren. Die von Helms angeführte überkommene Begriffsbildung, die der habituell gewordenen Zufriedenheit mit Provisorien, Halbösungen und kleineren Übeln analog ist, übersieht wesentliche Zwangstatbestände. Diese Sicht ist zu flach, sie vermag daher nicht, sich die sozialen Mißstände ins Bewußtsein zu bringen und treibt lieber eine Apologie der Misere.

Hans Lemke

Hoch- und Tiefbau - Ziegelei

JOHANNES MÜLLER K. G.

gegründet 1830

FRANKFURT AM MAIN

Darmstädter Landstraße 23

Telefon 6 39 27

WIESBADEN

LEVERKUSEN

De Te We

DEUTSCHE TELEPHONWERKE UND KABELINDUSTRIE
AKTIENGESELLSCHAFT BERLIN

Technisches Büro · Frankfurt am Main

★

FERNSPRECH-ANLAGEN JEDER GRÖSSE
STARK- UND SCHWACHSTROMKABEL
UHREN UND SIGNALANLAGEN

★

FRANKFURT AM MAIN

Dantestraße 7

Fernsprech-Sammel-Nr. 7 31 51

Abbruch-, Erd-, Maurer-, Beton-
Stahlbeton- und Kunststeinarbeiten

KARL HOFMANN II

Ortenberg/Oberhessen

Wilhelm-Leuschner-Straße 36

Telefon 258

Frankfurt am Main

Börsenstraße 3

Telefon 93288

Aufbau des Neubaus

der Lebensmittelchemie und Pharmazie
sowie des

neuen Studentenheimes für die

Johann Wolfgang-Goethe-Universität

Erst Lehrling, dann Student

Unter dieser Überschrift erschien am 9. Mai in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ein Artikel von Richard Merton über das Studium der Betriebswirtschaftslehre. Ein Kommilitone schrieb uns dazu u. a. folgendes:

Der Wunsch nach einer guten Stellung (und einer gutgefüllten Gehaltstüte) und die Hoffnung, diese am einfachsten über das Studium der Betriebswirtschaft erreichen zu können, führt zu der großen Zahl der Betriebswirtschaftler an unseren Universitäten. Daß bei diesem Massenandrang das Studium nicht immer so ist, wie es sich Professoren und Studenten wünschen, ist nicht verwunderlich.

Würde die Ablegung der Kaufmannsgehilfenprüfung für das Studium der Betriebswirtschaft obligatorisch, dann würde sich der Andrang zu den wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten wesentlich verringern. Allerdings dürfte dann das kaufmännische Studium zuzüglich Lehrzeit nicht wesentlich länger dauern als das Studium der Volkswirtschaft oder der Wirtschaftspädagogik. Nur so wäre verhindert, daß sich die Studenten statt auf Betriebswirtschaft auf die anderen beiden Zweige der Fakultät verlegen, weil sie dort eine Lehrzeit nicht nachweisen müßten.

Wäre eine kaufmännische Lehrzeit Voraussetzung für das Studium der Wirtschaftswissenschaften oder mindestens der Betriebswirtschaft, würde mancher Abiturient überhaupt nicht sein Glück und späteres Einkommen im Kaufmannsberuf suchen. Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Das wissen auch die Abiturienten. Mancher merkt es dann wenigstens gleich, daß der Kaufmannsberuf nichts für ihn ist, und nicht erst nach Ablegung des Diplom-Examens.

Wenn der fertige Kaufmannsgehilfe sich zum Studium entschließt, ist ihm eine gründliche praktische Ausbildung, wie sie die Lehre in einem guten Betrieb darstellt, von großem Vorteil.

Er verbindet nunmehr die Erfahrungen der Praxis mit der Theorie. Ein Student, der z. B. als Lehrling den ganzen Wechselverkehr kennenlernte, Wechsel ausstellte und kassierte, den Wechselprotest und seine Folgen in der Praxis erlebt hat, wird mit einer Vorlesung über Wechselrecht mehr anzufangen wissen als einer, der niemals damit zu tun hatte.

Außerdem hat ihm die kaufmännische Berufsschule einen großen Teil der betriebswirtschaftlichen Grundbegriffe bereits vermittelt. Man könnte z. B. an der Universität das kaufmännische Rechnen als bekannt voraussetzen, die Anzahl der Buchführungsstunden auf das Maß reduzieren, das benötigt wird, um das zu behandeln, was die Berufsschulen nicht lehren usw.

Kann man die Erfahrungen und Kenntnisse der Lehrzeit allgemein voraussetzen, müßte sich die Studiendauer für Betriebswirtschaft auch über das eine Semester hinaus senken lassen, das Kandidaten mit Kaufmannsgehilfenprüfung zur Zeit erlassen wird. Dadurch wäre die Lehrzeit plus Studium nicht wesentlich länger als 8 Semester Studium ohne Lehre.

Wenn der Lehrling geschickt ist, sorgt er dafür, daß ihm Ferienarbeit bei der Lehrfirma möglich bleibt (wie gerne sieht man gerade in der Urlaubszeit Leute, die bereits eingearbeitet sind und schnell überall einspringen können!). Während der Semesterferien kann der Student mit Lehre dank seiner praktischen Vorkenntnisse auch bei anderen Firmen arbeiten, und oft erhält er interessantere Posten als seine Kollegen mit wenig oder gar keiner praktischen Vorbildung. So kann man dadurch einen Teil der „Wanderjahre“, die wohl jeder vorwärtsstrebende Kaufmann durchmachen muß, bereits während des Studiums ableisten. Einsichtige Lehrherren haben dafür Verständnis und unterstützen den Studenten in seiner Suche nach lehrreicher und lukrativer Ferienarbeit. Nach Ablegung der Diplomprüfung entscheidet in vielen Fällen das Ausmaß der praktischen Erfahrungen darüber, welchem Bewerber eine offene Stelle zugesprochen wird.

Durch die Lehre lernt der junge Kaufmann, sich einzufügen und sich zu behaupten, mit Menschen umzugehen. Er lernt, daß es z. B. besser sein kann, 30 Minuten lang mitfühlend anzuhören, wie das Magengeschwür seines Kunden operiert wurde und dann 5 Minuten seine Ware anzupreisen, als die Operation mit einer Bemerkung abzutun und eine Stunde lang den Kunden zum Kauf bewegen zu wollen.

Selten bekommen z. B. die Vorgesetzten von ihren Untergebenen bei Anfragen die ungeschminkte Wahrheit, sondern meistens zweckgefärbte Halbwahrheiten aufgetischt. Ein Vorgesetzter, der selbst Lehrling war und in jahrelanger Tätigkeit alle Schichten der Betriebshierarchie kennenlernte, ist eher in der Lage, mit Sicherheit herauszufinden, wo und wie stark geschminkt wurde.

Nach vollbrachter Lehrzeit wird auch mancher — selbst wenn er finanziell dazu in der Lage wäre — nicht mehr studieren wollen.

Da ist zunächst eine Gruppe, die während der Lehrzeit eingesehen hat, daß das Höherstreben anstrengend und aufreibend ist, und daß man dabei auf manche Annehmlichkeiten verzichten muß. Diese Leute geben sich mit dem zufriedenen, was man ohne große Anstrengung erreichen kann. Gerade aus diesen Menschen werden übrigens meistens überaus zuverlässige und willige Mitarbeiter, die ihren Arbeitsplatz bestens ausfüllen und ein ruhiges, stabiles Element im Betrieb bilden.

Viele studieren nicht, weil ihnen das Studium nicht das bietet, was sie speziell für die Förderung in ihrem Beruf brauchen.

So kann das betriebswirtschaftliche Studium oft nur sehr wenig oder fast gar nichts zusätzlich an Warenkenntnis vermitteln. Oder kann man etwa an der Universität zu einem guten Diktatorkorrespondenten ausgebildet werden, den Umgang mit Kunden

und Lieferanten, Untergebenen, Gleichgestellten und Vorgesetzten, mit den Leuten der verschiedensten Bildungsstufen lernen?

Ein Kaufmann sollte auch die technischen Dinge seiner Branche zumindest in den Grundzügen verstehen. Sind nicht heute auf vielen Gebieten, die zwischen dem technischen und kaufmännischen Bereich liegen, die Techniker auf dem Vormarsch und drängen die Kaufleute und gerade die Betriebswirte in die Gebiete der Verwaltung und Finanz zurück?

Daß manche Praktiker vom Studium ihrer Lehrlinge nicht sehr erbaut sind, hört man immer wieder. „Wir brauchen Praktiker, keine Theoretiker. Lesen sie Fachzeitschriften, Fachbücher und besuchen Sie Abendkurse, dann werden Sie auch ohne Studium vorwärtskommen.“ Das sagt man in vielen Fällen den Lehrlingen, wenn diese die Absicht äußern, nach der Lehrzeit zu studieren.

Bei dieser weitverbreiteten Abneigung gegen das Studium und auch gegen „Studierende“ (Dr. Merton schreibt in seinem eingangs erwähnten Artikel, daß es Firmen gibt, die grundsätzlich keine Diplom-Kaufleute einstellen) wird es kaum der Fall sein, daß ein Lehrherr das Studium seines Lehrlings auch noch bezahlt, so wie es sich der Autor des zitierten Artikels als möglich vorstellt.

Aber die Wirtschaft braucht Fachkräfte. Sehr dringend sogar. Ist es dann sinnvoll und vernünftig, befähigte junge Kaufleute auf die Universität ziehen zu lassen, wo sie vieles, was sie lernen wollen, nicht lernen können, und manches, was sie dort lernen, in der Praxis nie anwenden werden?

Wäre es nicht besser, Fachschulen für die einzelnen Branchen zu unterhalten, etwa eine für Schuhindustrie, eine für Lebensmittel, eine für Baumwollindustrie usw.? Diese würden im ersten Studienjahr im Anschluß an die Lehrzeit die Grundlagen wie etwa Korrespondenz, Recht, Grundzüge der Volks- und Betriebswirtschaftslehre behandeln, im zweiten Jahr dann die Technik, Warenkunde und Besonderheiten der Branche. Solche Fachschulen könnten an den Konzentrationspunkten der einzelnen Branchen errichtet werden, und die Wirtschaft wird diese Schulen sicherlich materiell und ideell bestens unterstützen. Man wird entgegen, daß der Horizont dieser Schulen zu eng wäre. Aber man kann ja die Möglichkeit schaffen, daß ein Absolvent der Schule einer Branche, etwa der Schuhindustrie, den speziellen Teil einer Nachbarbranche an deren Fachschule mitmacht, sagen wir in diesem Beispiel den speziellen Teil der Lederwarenindustrie.

Durch derartige Fachschulen bekäme die Wirtschaft Fachleute von relativ jungem Alter mit etwas Weitblick über den Gartenzaun des eigenen Betriebes und der eigenen Branche hinweg. Außerdem wäre eine solche Fachschule ein guter Ausbildungsplatz für die Leiter von Kleinbetrieben. Diese fühlen sich an der HTL wegen ungenügender kaufmännischer Ausbildung nicht wohl, und an der Universität vermissen sie die Technik. Gerade die Leiter von Kleinbetrieben vereinigen kaufmännische und technische Leitung und die betriebliche Verwaltung in einer Hand, gerade sie brauchen eine gute Ausbildung auf allen Gebieten ihres Faches.

Das Hauptgewicht der herkömmlichen Fachschulen liegt auf der technischen Seite. Durch die hier vorgeschlagenen Fachschulen aber wären die Universitäten, besonders in der Sparte Betriebswirtschaft, sehr entlastet und könnten mit den Studenten, die der gründlicheren wissenschaftlichen Ausbildung wegen die Universität und nicht die Fachschulen besuchen, Forschung treiben und anregend, befruchtend und koordinierend auf die Fachschulen einwirken. Die Lehrer der Fachschule müßten allerdings aus der Universität hervorgehen.

Uwe Lembke

Feier ohne Echo

Wer an der Gedenkfeier zum „Tag der Einheit“ am 17. Juni, veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft Frankfurter Korporationen, teilgenommen hat und darüber hinaus die Umstände kennt, unter denen diese Gedenkfeier zustande gekommen ist, der konnte sich eines leisen Verwunders nicht ganz erwehren. Wieso, so muß man sich fragen, waren außer den der Arbeitsgemeinschaft angehörenden Korporationen nur etwa 20 nicht-korporierte Studenten (darunter 2 Damen) und überhaupt keine offiziellen Vertreter der Universität und des AStA anwesend? Sollte etwa der Umstand maßgebend gewesen sein, daß die Gedenkstunde von den Korporationen veranstaltet wurde, die ja von unseren Universitätsbehörden und einem großen Teil der Professoren bekanntermaßen nicht gerade wohlwollend betrachtet werden? Sind etwa die aufgestellten Fahnen der Korporationen (die im übrigen ohne Couleur erschienen waren), die Ursache gewesen? Das sollte doch wohl um der Sache willen, um die es uns gegangen ist, nicht der Fall gewesen sein.

Und doch — wer sich die Schwierigkeiten vor Augen führt, die uns gemacht worden waren, bis die Veranstaltung in diesem Rahmen endlich stattfinden konnte, der kann sich hinsichtlich der Universität dieser Vermutung nicht ganz entziehen.

Der AStA hatte uns z. B. wiederholt zugesichert, daß die Feierstunde mit seinem vollen Einverständnis durchgeführt werden würde. So druckten wir denn Plakate zum Aushang im Universitätsgebäude, um die gesamte Studentenschaft einzuladen. Leider war die Unterschrift unter diesen Plakaten, „Arbeitsgemeinschaft Frankfurter Korporationen mit dem Einverständnis des AStA“, für Se. Magnifizenz ein Dorn im Auge, was zur Folge hatte, daß unser Vertreter, der in dieser Sache verhandelte und die Stempel für die Plakate erwirken wollte, ohne die ein Aushang in der Universität nicht möglich ist, mit für ihn und uns nicht ganz klar durchschaubaren Begründungen 3 Tage vertröstet wurde. Schließlich, am Freitag vor der Veranstaltung, wurde

dann durch die Blume angedeutet, daß das Einverständnis des AStA wohl weggeschnitten werden müsse, wenn man unbedingt einen Stempel haben wolle. Pfllichteifrigst hat dies unser Vertreter auch getan, und so kam es, daß 2 Tage vor der Gedenkfeier tatsächlich noch ca. 20 Plakate zwecks Einladung der Frankfurter Kommilitonen in der Universität ausgehängt werden konnten. Das war zugegebenermaßen etwas spät. Trotzdem sind wir der Überzeugung, daß viele Studenten die Einladung gelesen haben. Mit Bedauern mußten wir aber feststellen, daß, wie eingangs schon erwähnt, nur 20 Nichtkorporierte gekommen waren. Nehmen wir diejenigen aus, die die Einladung tatsächlich nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten oder schon an einer der Gedenkfeiern der vorhergehenden Tage teilgenommen hatten, nehmen wir auch diejenigen aus, die eine Gedenkfeier aus einem solchen Anlaß aus innerer Überzeugung als nutz- und sinnlos betrachten, so haben doch die anderen wieder einmal eine Einstellung gezeigt, die man nicht billigen kann. Man fühlte sich wahrhaftig nach Hamburg zurückversetzt, wo vor kurzem eine Veranstaltung stattgefunden hatte, die sich „Deutscher Studententag“ nannte. Zu unserem großen Unglück war der 17. Juni auch noch ein Sonntag, und sonntags schläft man ja bekanntlich aus oder fährt schon früh ins Grüne. Viel Vergnügen! — Jedenfalls kann man wie die „Stuttgarter Nachrichten“ nach dem Deutschen Studententag sagen, daß wieder einmal ein „geistiger Aufstand“ ausgefallen ist. Und dabei war noch nicht einmal ein Aufstand erwartet worden, sondern nur das Kundtun innerer Anteilnahme am Geschehen des 17. Juni 1953, das Kundtun des Verantwortungsbewußtseins trotz unserer Ohnmacht. Und das um den Preis einer ganz kleinen Unbequemlichkeit, nämlich des bloßen Anwesendeseins. — Der Kritiker sollte allerdings nicht vergessen, daß man sich schon am Freitag zu Beginn der Vorlesung eine ganze Minute von den Plätzen erhoben hatte, um derer zu gedenken, die in der SBZ für Recht und Freiheit eingetreten sind. Er ist aber der Ansicht, daß das ein bißchen zu bequem und sehr wenig war. —

Aber zurück zu unserer Gedenkfeier. Wir versuchten, von der Universität Fahnen zu bekommen, denn die Bundes- und Stadtfarben sollten natürlich nicht fehlen. Auf eine Anfrage hin erging aber der Bescheid, das sei nicht möglich. Später folgte auch die Begründung, nämlich man werde selbst flaggen müssen. Sonntags prangten denn auch 2 Fahnen an der Fassade. — Nebenbei, wir haben inzwischen eine Sammelaktion beschlossen, um die Universität in Form einer Schenkung für die Zukunft in die Lage zu versetzen, sich bei Notfällen nicht auf diese beiden Fahnen beschränken zu müssen. — Übrigens haben wir dann von der Stadt Fahnen bekommen, allerdings nur gegen bar.

Zu guter Letzt waren wir ganz besonders erstaunt über die Absage einer offiziellen Vertretung der Universität: man war, nachdem am Freitag die Erklärung des Lehrkörpers verlesen worden war, der Meinung, nicht als offizielle Vertretung an anderen Veranstaltungen teilnehmen zu sollen. Diese Meinung darf aber nicht unwidersprochen bleiben. Natürlich muß der Erklärung des Lehrkörpers voll und ganz zugestimmt werden, aber die Form, in der des 17. Juni gedacht wurde, ist abzulehnen. Es erscheint unmöglich, vor einer Vorlesung eine Erklärung zu verlesen, sich kurz zu erheben und dann zur Tagesordnung überzugehen. Ein etwas feierlicherer Rahmen wäre vielleicht doch angebracht gewesen. Schmerzlich haben wir eine Veranstaltung der Universität vermißt, der wir uns gerne angeschlossen hätten, keinen Wert auf eine eigene Gedenkfeier legend. Schmerzlich vermissen wir Studenten überhaupt, daß unsere Professoren sich nicht mit uns versammeln, um aus solchen politischen Anlässen zu uns zu reden, nicht stereotype Erklärungen zu verlesen, sondern uns mitzureißen, uns etwas zu geben, das über allem Fachlichen steht. Vor Zeiten war das so, bestand eine Einheit von Professoren und Studenten, heute scheint eine tiefe Kluft diese Einheit zu trennen, heute scheinen Gleichgültigkeit und auch Ablehnung zu herrschen, und das auf beiden Seiten.

Interessant war für uns auch, daß nicht einmal der AStA vertreten war, der doch sein Einverständnis zu der Veranstaltung schon gegeben und eine Vertretung zugesagt hatte. Wir dürfen wohl annehmen, daß er nur ferngeblieben ist, um nicht dem Standpunkt der Universität zuwider zu handeln und dadurch seine Zusammenarbeit mit der Universitätsleitung zu gefährden.

Hier endet diese Episode in der Geschichte der Frankfurter Universität. Ein Positivum war immerhin vorhanden: wir durften die Gedenkstunde veranstalten. Manfred Voucko

Die Redaktion des DISKUS ist nicht der Auffassung, daß aus der spärlichen Beteiligung an einer Sonderveranstaltung einzelner Gruppen auf eine bestimmte Haltung von Universität und Studentenschaft zur Frage des 17. Juni geschlossen werden darf. Sie hält den Entschluß von Universität und AStA, sich dem Festaktrummel zum 17. Juni zu versagen, für vertretbar. Denn damit braucht keine Negation des Kampfes um die Freiheit des deutschen Volkes verbunden zu sein. Zurückhaltung fördert die Besinnung auf Formen, in denen man des 17. Juni auch über die unmittelbar tagespolitische Aktualität hinaus gedenken kann. Die Redaktion

CARL LINK

BAUGLASEREI — seit 1864
Reparaturen · Bilderrahmen

Frankfurt/M. Eschersheimer Landstr. 5-7 Tel. 52482

C. SCHAPER

KUNST- UND BAUSCHLOSSEREI
KONSTRUKTIONEN IN EISEN
BRONZE UND LEICHTMETALL

FRANKFURT A. M.
JORDANSTRASSE 33 · FERNRUF 7 44 85

M. SCHMIDT WITWE

STEINMETZGESCHAFT
Inhaber FRITZ SCHMIDT

SCHWANHEIM Mauritiustr. 3 Telefon 69 01 41

Die auf den Seiten 10 und 11 inserierenden Firmen waren am Aufbau der Universität beteiligt

Schreinerei

WERNER MÜLLER

Innenausbau · Ladeneinrichtungen

FRANKFURT/MAIN-WEST 13

Schönhofstraße 19

Fernruf 7 19 04

Werkstätte: Fritzlarer Straße 4 a

VERPUTZ · STUCK · ANSTRICH



Eine ergetzliche Historie mit moralischen Seitensprüngen vom edlen Blut im Exil · Ein Filmwurf mit mancherlei Treffern · Die Handlung wird durch Porträts angedeutet, in deren Mienspiel teilweise der Verzicht abzulesen ist

Der Anlauf zum Glück

Personae dramatis:



Aloys Kinderlieb: Seele

☆



Berta von Zahner, gesch. Kinderlieb:
Eine dialektische Frau

☆



Jimmy Brennpunkt: Amerikaner (Pionierfamilie, 3. Generation), harter (Unter-) Nehmer, aber fair. Streichholzbranche

Ort der Handlung: Kinderheim im Schwarzwald, Tingeltangel

Zeit: Monat Mai

Dauer: Ein Tag, täglich und nächtlich

1. Bild

Graf von Scharfblick bedauert den Mangel an Nachkommen und konsultiert aus diesem Grund das Arztehepaar Seelenfond, welches ihm nach eingehenden Untersuchungen neben anderem rät, sich zu verehelichen, wozu er auch Anstrengungen macht.

2. Bild

Bruder Amönus, dessen Vater, erlebt in dem Blütenduft seines Klostersgartens das Hinfällige dieser Welt. Er bestellt seinem Sohn, das gleiche zu tun. Die Seelenfonds vermitteln. Neurotische Abenteuer müssen in gesunde Bahnen gelenkt werden.

3. Bild

Herr Kinderlieb trauert über die Ferne seiner Gattin, welche ihn schnöde verstieß. In einem groß angelegten Kinderheim sucht er seinen Schmerz in caritativen Angelegenheiten zu vergessen. Aber vergebens. Die tiefgreifende Freundschaft mit Bruder Amönus bringt ihn dazu, die abgebrochenen Beziehungen zu seiner Frau wieder aufnehmen zu wollen. Es mißlingt.

4. Bild

Unterdessen singt sich der vielfältige Toto Kolibraus in das Herz der mondänen Berta von Zahner, der einstigen Gattin des Herrn Kinderlieb. Es gelingt, Dank ihrer Hellhörigkeit in diesen Dingen. — Aber trotzdem bleibt sie edel und schenkt dem Sänger nur eine Reproduktion ihres Familienwappens.

5. Bild

Toto singt einiges zu ihren Füßen. Der Mond scheint. Auch Sterne blinken. Graf von Scharfblick, welcher ebenso mit von der Partie ist, übersieht als Soldat keineswegs die Lage, hält Toto nur für einen

Scherz und entschließt sich, nur weil er anders nicht kann, mit schlichtem Wort seinem innersten Wunsch Ausdruck zu verleihen. Er mißfällt, und geht mit gebrochener Metaphyse. Nur noch das Korsett hält ihn aufrecht.

6. Bild

Susi Nachklang brütet im Stillen Rache. Ihr heißgeliebter Kolibraus ist auf Abwegen, und entzieht sich ihr und der Kunst. Sie wirft sich entschlossen in ihren Pelz und fährt zu Berta von Zahner, die nach mondhellem Rendezvous mit Kolibraus, in zarter Erinnerung verblieb. Der eilfertige Besuch stört sie aus ihren Absichten. Dramatischer Dialog. Die Kunst siegt, Berta verzichtet, Susi hat ihren Partner wieder. Sie singen.

7. Bild

Unterdessen fährt der forsche Jimmy Brennpunkt über den großen Teich. Er hat nur ein Ziel: Adoption um jeden Preis. Er findet im Kinderheim des Herrn Kinderlieb Aufnahme und Gehör. Er genießt in freien Stunden das unbeschwerte Spiel der Kleineren, ja, er spielt mit.

8. Bild

Er spielt noch immer, als Berta ihres Gatten gedenkend in den Schwarzwald reist. Sie trifft den männlichen Jimmy bei seiner Auswahl. Ihr verzichtendes Gesicht erhellt sich in neuer Hoffnung. Er ist es! Und er war es auch. Drüben gründen sie in den Armen der wildwachsenden Natur ein neues Leben. Kolibraus packt den Ruhm, der wie ein Silberstreifen am Horizont erscheint mit beiden Händen, vergißt dabei aber nicht seine Susi. Herr Kinderlieb hat seine Kinder, das Ehepaar Seelenfond stärkt sich immer mehr mit Ethos und Graf von Scharfblick versteift sich weiter nach oben, Bruder Amönus, beseelt von dem Rosenduft, entzieht sich weiter der Welt.

9. Bild: Vorhang



Bruder Amönus: Vater Scharfblicks, resignierter Daseinsfreund, bestellt den Klostersgarten



Susi Langnacht: Schöne Frau mit verschiedenen Neigungen

Das Drehbuch wurde wegen seiner moralischen Treffsicherheit und seiner ausschweifenden Gemütsiefe vom deutschen Filmwunder angenommen. Den Schauspielern blieb keine Wahl. Kunst steht unter Vertrag.

Personae dramatis:



Graf von Scharfblick: Rumpfadell, letzte Generation mit Nachwuchssorgen

☆



Das Arztpaar Engelhardt u. Angelika Seelenfond: Volkstümlich, mit wissenschaftlichen Absichten

☆



Toto Kolibraus: Sänger. Mit Silberstimme